Dt.L.129,7

30.778
7

C. A. Tiedge's

Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Dritte Auflage.

Siebentes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1835.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:
Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Frauenspiegel:
I. Die schöne Gegend . . . . Seite 3
II. Das gelobte Land . . . . — 29
III. Rückreise . . . . — 61
IV. Ende vom Liede . . . . — 92
Pantilius . . . . — 127
Die modernen Sybariten . . . . — 135
An meinen Stiefelknecht. 1810 . . . . — 147
Apologie . . . . — 155
Lied zu dem Festmahle der Naturforscher in Dresden den 20. September 1826. . . . . — 163

Frauenspiegel.

In vier Abtheilungen.

I. Die schöne Gegend.

Lina, denkst du immer
Noch der großen Stadt,
Die mit ihrem Schimmer
Dich bezaubert hat?
Was der Glanz auch immer
Deinem Blick verheißt:
Doch beherrscht ein Geist
Dieses Prunkgetümmel,
Der das Herz bethört,
Und den stillen Himmel
Reiner Seelen stört.
Mit Gepräng' umgeben,
Ist er — nur Gestalt,
Leer an wahrem Leben,
Und am Herzen kalt.
Sähst du jene Feeen
Der berühmten Stadt,

Sähst du sie das Rad
Langerweile drehen:
O du würdest fliehn,
Würdest zu den Tauben,
In die großen Lauben
Deiner Wildniß ziehn!
Laß den Zug der Feeen,
Laß vor der Natur
Ihn vorüber gehen,
Tochter deiner Flur!
Und was wirst du sehen?
Leerheit! Unnatur!
Hin, wo die Pagode
Sich in Glanz verliert,
Die, als Göttin Mode,
Ihre Welt regiert,
Ziehn die Huldigungen
Dieser bunten Schaar;
Und am Glanzaltar
Der Verwandelungen
Bringt die bunte Schaar
Theure Opferungen
Heilger Schätze dar.

Chloe naht — wir sehn
Eine junge Hore;
Ihre Rosen stehn
Schon in vollem Flore.
Stumm ist ihr Gesicht,
Ob's auch ganze Tage,
Nach der Mutter Sage,
Mit dem Spiegel spricht.
Wenn ihr näher tretet:
O ihr staunt sie an,
Jüngling, oder Mann!
Doch am meisten betet
Sie sich selber an.
In dem Glanz des Balles
Strahlt sie, wie ein Licht.
Sie hat ein Gesicht —
Und nun wißt ihr Alles.

Agathe hat keins;
Und für Ort und Stelle,
Für den Glanz der Bälle,
Macht sie sich erst eins.
Niemand darf der langen

Morgenweihe nahn,
Bis sie ihre Wangen
Auf= und angethan.
Sie verwahrt in Dosen,
Wundersam zu schaun,
Lichte Wangenrosen,
Dunkles Augenbraun,
Sanfte Adernbläue,
Zartes Lilienlicht,
Und das ganze, neue
Frühlingsangesicht.
Wohl mit schönen Lügen
Prangt ihr Kunstgesicht;
Ueber Chloen siegen
Kann es dennoch nicht.
Dafür nun, daß Chloe
Schön und reizend ist,
Weiß die Schadenfrohe
Eine böse List,
Sich an ihr zu rächen,
Die ihr leicht gelingt,
Und die ist — sie bringt
Chloen nur zum Sprechen.

Eine andre Schöne
Macht sich reizend krank.
Schmachtend trinkt Amöne
Dort den Brunnentrank.
Wie die matte Stille
Die Gestalt verschönt!
Und ihr Lispel tönt,
Gleich dem Laut der Grille.
Blaß und geistig schwimmt
Sie im Morgenflore,
Wie die Abendhore,
Die in Duft verglimmt. —
Weil, wie Ros' und Nelken,
Jede Bäurin blüht:
So ist sie bemüht,
Reizend zu verwelken.
Auf der weichen Bahn
Einer seidnen Matte,
Darf Alint, ihr Gatte,
Sich nur still ihr nahn.
Dennoch tritt sie leise
In die lauten Kreise
Der geschmückten Welt.

Das Gewühl erschüttert
Sie zu stark; sie zittert!
Tretet zu! sie fällt! —
Doch sie hat, vor allen,
Einen Arm bestellt,
Dem sie, wenn sie fällt,
Wird entgegen fallen.
Himmlisch zu vergehn,
Schließt sie, o wie schön!
Ihre Augenlieder. —
Aller Kraft beraubt,
Sinkt sie endlich nieder,
Wie ein Lilienhaupt.
Bald erwacht sie wieder,
Wie ein schöner Harm,
Der am Schmerz erblaßte,
Drückt Alzindors Arm,
Der sie leis' umfaßte.
Zu dem Freund hinauf
Blickt sie immer weicher;
Und ihm geht ein bleicher,
Sanfter Himmel auf.
O, der Reiz des Falles,

Und das Schmerzgetön,
Und das Athmen — alles
Ist entzückend schön!
    Zwanggefühl und Plagen
Lehrt die Eitelkeit
Besser, als die Zeit
Und die Liebe, tragen.
Adelide kann,
Ohne schwer zu klagen,
Nie von ihrem Mann
Eine Laun' ertragen;
Doch sie trägt den Druck
Und den Trotz der Zofe:
Ist ihr Schmuck am Hofe
Nur der schönste Schmuck.
Strahlen, zum Verblenden,
Nimmt sie freilich mit,
Wenn sie aus den Händen
Ihrer Elsa tritt.
Das hilft viel erdulden.
Furchtsam schweigt sie still,
Elsa mag verschulden,
Was, und wie sie will.

Und Frau Adelide
Nimmt die Zof' in Schutz;
Leidet auch ihr Friede:
Glänzet nur ihr Putz.
Darum nimmer wehret
Die Gebieterin
Elsas frechem Sinn;
Denn sie fühlt und ehret
Ihre Schöpferin.
Laß den Blick uns hin
Zu der Huldin wenden,
Die, so musterhaft,
Und mit eignen Händen,
Ganz sich selbst erschafft!
Kennst du diese Feindin
Aller Künstelein?
Eine liebe Freundin
Ist ihr Schmuck. Allein
Häßlich, wie das Fieber,
Darf die Freundin lieber,
Als zu reizend, seyn. —
Wenn sie, wie die warme,
Aechte Freundschaft pflegt,

Ihre weißen Arme
Um die Freundin schlägt:
O dann träumt Arinen
Auch von weitem nicht,
Daß sie Odalinen,
Diesem Rosenlicht,
Muß zum Schatten dienen.
Solch ein Gegenbild
Ist ein Schönheitmesser,
Der die Schönheit besser
Kleidet und enthüllt,
Als die Eitelkeiten,
Die der Mod' entwehn,
Und, wie Tageszeiten,
Auf- und untergehn.
Wer empfänd' und sähe
Wohl Aurorens Pracht,
Schwebt' in ihrer Nähe
Nicht ein Rest der Nacht?
    Manche Schöne trachtet
Nach der E i g e n h e i t
A n d r e r, und v e r a c h t e t
S i c h aus Eitelkeit.

Sieh nur, wie Alwine,
Mit gezwungner Miene,
Nach Bewundrung hascht!
Sieh nur, wie sie immer,
Mit geborgtem Schimmer,
Neu uns überrascht!
Alles ist erlesen.
Stieß Alwine nicht
Selbst ihr Angesicht
Weg mit ihrem Wesen,
Als sie, Zug vor Zug,
Wie des Kopfes Federn,
Weit aus allen Bädern
Sich zusammen trug?
Nun ist nichts ihr eigen,
Nicht das kleinste Neigen,
Nicht der Lippenhauch,
Einen Tanz zu nennen.
Möchtest du sie kennen?
Freilich wohl! ich auch.
Doch wer sah Alwinen?
Wer hat sie gekannt,
Eh' sie, wie verbannt

Hinter fremden Mienen,
Aus sich selbst verschwand?
Auch ihr leises Sehnen,
Und die Zärtlichkeit,
Die sie Molly weiht,
Hat geübte Thränen.

Molly kann durch Schmerz
Unsern Sinn nur rühren:
Drum läßt sich ihr Herz
Lieber Freud' und Scherz
Als den Gram, entführen.
Sanft zum Himmel auf
Blickt die Seelensieche.
Ja, die zarte Psyche
Sucht den Amor auf.
Diese Huldgebehrde
Schmückt den sanften Schmerz.
Auf die harte Erde
Fiel ein weiches Herz!
Schaal sind alle Freuden;
Süßer ist die Pein;
Süßer, himmlisch leiden,
Als, sich irdisch freun!

Gönnt ihr doch die Pein
Ihrer Lebensbürde!
Sie würd' elend seyn,
Wenn sie glücklich würde.
Kalte Menschen, kühlt
Nicht das heiße Sehnen,
Wenn mit schönen Thränen
Diese Psyche fühlt,
Was im Thal der Mängel
Ihr Gefühl vermißt,
Und daß sie ein Engel
Ohne Himmel ist.

Dina's Huldgebehrde
Zieht noch stärker an,
Denn sie greift zu Pferde
Männerherzen an.
Hell mit Glanz umflossen,
Prangt ihr schlanker Wuchs,
Mit dem muntern Fuchs,
Wie in Eins gegossen.
Und ihr Auge blickt
Siegend, gleich Heroen,

Aber schön vom hohen
Federbusch umnickt.
Mit verhängtem Zügel,
Wild, wie Sturmes Flügel,
Jagd die Ritterin
Durch Eroberungen
Süßer Huldigungen
Stolz und glorreich hin.
Amorinen scherzen,
Ob auch Hymen klagt,
Wenn durch offne Herzen
Die Centaurin jagt.
Soll's die Frau nicht kleiden?
Ist's ihr Unnatur,
Sich am Roß zu weiden?
Es zertritt ja nur
Ihre Mutterfreuden.
Jene Tänzerin
Fliegt, mit leichtem Sinn,
Und noch leichterm Kleide,
Durch den Saal der Freude,
Wie ein Zéphyr, hin.
Seht, wie junge Blätter

Um den Frühlingsbach,
Flattern Liebesgötter
Ihrem Fluge nach!
Hulda, frisch umgeben
Mit dem Jugendglanz,
Macht zum wilden Tanz
Ihr umblühtes Leben.
Ach! ein Schicksal droht,
Und es droht nicht lange!
Auf der holden Wange
Brennt ein böses Roth! —
Doch, in's Grab zu sinken,
Ist nur zu gemein;
Statt, hinein zu hinken,
Tanzen wir hinein.
Fern vom Griechenlande,
Siegt die Huldgestalt
Durch die Allgewalt
Griechischer Gewande.
Kalte Winde wehn,
Drohen ihr Verderben!
Sey's! — es ist zu schön,
An der Griechheit sterben!

Schau, wie Seraphine
Sich am Spiegel quält,
Wo sie eine Miene
Für den Abend wählt.
Endlich ruft sie klüglich
Ihre Zof' herbei.
Diese weiß untrüglich,
Welcher Blick wohl füglich
Heut' der bessre sey.
„Wenn's zur Cour bei Hofe,
Wenn's zur Galla geht,
Braucht es" — meint die Zofe —
„Etwas Majestät;
Aber bei den Theeen
Kleiner Assembleeen
Reicht Naivetät.
Die naive Miene
Wirkt oft wundertief:
Fräulein Seraphine,
Seyn Sie heut' naiv!" —
„Ha, du meinst das Lachen,
Ueber nichts? Wohlan!

Heute will ich dann
Die Naive machen." —

Mehr noch wirst du staunen,
Wenn dein Aug' erblickt,
Wie mit holden Launen
Sich Philinde schmückt.
Gestern war sie kindlich,
Wie die Unschuld, heut' —
Leicht gereizt, empfindlich,
Wie die Eitelkeit.
Bald ist sie gefällig,
Freundlich mild, und bald
Wieder ungesellig,
Stolz und ernst und kalt.
Heut' ist sie so innig,
Zärtlich, wie die Huld;
Morgen eigensinnig,
Wie die Ungeduld.
Jetzt ein froh Geschöpfchen,
Lustig und naiv;
Doch bald hängt sie tief
In den Schooß das Köpfchen,

Wandelt ab und auf,
Sich im Stillen härmend;
Plötzlich fliegt sie schwärmend
In den Himmel auf.
Jetzt ein Blick der Sünde,
Dann ein Blick des Lichts —
Alles ist Philinde:
Darum ist sie — nichts.

Gut ist Gabriele,
Liebevoll ihr Herz;
Ihre weiche Seele
Fühlet fremden Schmerz.
Gabriele eilte
Oft schon, still und zart,
Zum Verlust, und theilte,
Was sie aufgespart.
Sie vernimmt das Leiden
Einer Noth, und nun
Greift sie nach den Freuden,
Himmlisch wohlzuthun.
Heimlich fliegt die Holde,
Fliegt, mit frohem Sinn

Und geweihtem Golde,
Zu der Armuth hin.
Auf dem Weg' empfindet
Sie die fromme Lust,
Die den Schmerz verbindet,
Tief in ihrer Brust.
Ruch, der Modenjude,
Winkt ihr mit der Hand,
Und aus seiner Bude
Flattert neues Band.
Unsre Gabriele
Hat schon Aug' und Seele
Siegend weggewandt.
Soll sie's erst besehen?
Nur besehen? — Nein!
Sie muß weiter gehen;
Doch — sie schlüpft hinein.
Da nun kämpft sie lange,
Steht, wie fest gebannt.
Zwischen Drang und Zwange,
Brennt das Geld der Hand
Heißer, als die Wange.
O das böse Band!

Dieß allein entführet
Sie dem bessern Pfad!
Kurz, es stranguliret
Eine schöne That.

Aber Trotz dem Tadel,
Meinst du, schmücke doch
Reiner Seelenadel
Manches Mädchen noch,
Und du nennst die gute,
Sanfte Holdy mir.
Mit Entzücken ruhte
Oft mein Blick auf ihr.
Manche Fürstin stöhle
Gern für ihr Gesicht
Holdys Blick voll Licht,
Diesen Blick voll Seele,
Den dein Herz empfand.
Welchen Wohllaut weben
In ihr Jugendleben
Einfalt und Verstand!
In den Harfentönen,
So die Abendruh'
Ihres Tags verschönen,

Ist's, als hörtest du
Rührungvollen Scenen
Ihres Lebens zu.
Was sie auch entbehret:
Reich belohnt der Preis,
Den es ihr gewähret,
Daß ihr edler Fleiß
Eine Mutter nähret.
Heilig ist der Kreis
Ihrer frommen Sitte,
Den, so unbefleckt
Von der Welt, die Hütte,
Wie ein Schatten, deckt.
In bescheidner Hülle
Birgt sie, mädchenhaft,
Still und zart die Kraft
Ihrer Seelenfülle.
Doch du weißt den Sieg,
Den sie, tief umschlungen,
Der Gefahr entrungen,
Und so still verschwieg.
Heil dem Myrtenschatten,
Wo sie einst, entzückt,

Den erkornen Gatten
An den Busen drückt!
Diese zarte Blume
Pflegte die Natur
In dem Heiligthume
Jener kleinen Flur,
Wo sie, unbekümmert,
Ob die Welt sie sieht,
Für den Himmel blüht,
Und für Engel schimmert.

Holdys sanfter Güte
Gleicht, an zartem Sinn,
Jene Alpenblüte,
Deine Schweizerin.
Schau', in Loda's Blicken
Brennet Sonnenlicht,
Wenn sie vom Entzücken
Edler Thaten spricht.
Böses sehn, das tödtet
Ihren frohen Muth;
Fromm ist sie und gut;
Weich und zart erröthet

Ihre sanfte Huld
Schon bei fremder Schuld.
Doch die Augen glühen
Freiheitmördern Trutz;
Frei will sie im Schutz
Ihrer Felsen blühen.
Am Natur-Altar,
Fern von eitlem Ruhme,
Schmückt ihr braunes Haar
Eine Alpenblume.

Höher noch entzückt
Mildigkeit der Sitten,
Wenn sie, wie die Hütten,
Fürstensäle schmückt.

Die Gestalt der Liebe,
Daura, sey gegrüßt!
Sanfte Mild' umfließt
Alle Blumentriebe,
So ihr Leben trägt.
Eine ganze Flore
Blüht aus jeder Hore,
Die ihr Huldsinn pflegt.

Jugendreize fliehen;
Alles raubt die Zeit;
Ihrer Lieblichkeit
Wurde Reiz verliehen,
Der aus innen stammt.
Eine Götterstunde,
Voll Entzücken, flammt
Auf dem sanften Munde,
Wenn mit leisem Schritt,
Engelweiß gekleidet,
Sie zur Hütte tritt,
Wo ein Wesen leidet.
Ihre Grazien
Bauen Friedensstätten,
Zu beseligen,
Oder zu erretten.
Glanz, wie Morgenroth,
Floß um sie zusammen;
Aber sieh! die Flammen
Einer großen Noth
Löscht sie augenblicklich,
Opfernd ihre Pracht!
O, sie ist nur glücklich,

Wenn sie glücklich macht!
Nähmet ihr die leere,
Kalte Fürstenehre,
Nähmt ihr sie dahin:
Durch erhabnen Sinn,
Durch sich selber wäre
Daura Herrscherin.
Fern vom Hofgetümmel,
Fern vom Prunkgemach,
Leuchtet ihr ein Himmel
Schöner Thaten nach.

Schöne Thaten wehen
Auf das stille Grab,
Wo wir untergehen,
Himmelsduft herab.
Darum, Lina, hülle
Dich in deine Stille!
Wandle, mit dem Sinn
Aechter Lebenstreue,
Durch das Leben hin!
Blumig überstreue
Liebe dir den Weg!

Ihre sanften Blüten
Schmücken und vergüten
Auch den Felsensteg.
Aber rette beide,
Rette Blüt' und Frucht
Aus der Stunden Flucht!
Lebensblüt' ist Freude;
Heil ist Lebensfrucht.
Nichts hienieden weilet!
Zeit hat keine Rast!
Sie ist nur ein Gast,
Der von hinnen eilet;
Doch sie krönt mit Heil,
Krönst du sie mit Thaten.
Es ist Mordes Greul,
Sie dem Nichts verrathen.
Kennst du das Gespenst,
Das mit offnem Munde
Durch den Prunksaal glänzt?
Nenn' es das Gespenst
Der gewürgten Stunde!
Richtend hängt die Zeit,
Sonder Huld und Schonen,

An die Ewigkeit
Vorwurf, oder Kronen.
Deine Zeit wird sich
Nicht im Wahn verlieren;
Sie wird triumphiren:
„Lina krönte mich!“

II. Das gelobte Land.

Heil der Einsamkeit
In der Rosengrotte,
Die dem sanftern Gotte
Grüne Schatten weiht!
Herrlich auserkoren,
Dämmernd, wie ein Stern,
Schön aus Licht geboren,
Steht dort, nicht mehr fern,
Deine Myrtenfeier.
O, dieß sanfte Bild
Trägt den weißen Schleier,
Der die Unschuld hüllt!
Vor dir liegt das Leben,
Wo die Freude tanzt
Und die Scherze schweben.
Doch mit Dorngeweben
Ist es auch bepflanzt,
Und die Wandrer ritzen
Sich am Dorngesträuch.

Liebe macht es reich,
An beblümten Sitzen.
Nur die Täuscherin
Wird auch dich belauschen,
Wird den stillen Sinn
Deiner Lieb' umrauschen.
Keiner Heiligkeit,
Wo ein Engel thronte,
Keines Tempels schonte
Je die Eitelkeit.
Um die Myrtenlaube
Flattert sie und girrt,
Wie die Frühlingstaube,
Die den Hain durchirrt.

Huldig, wie die Liebe,
Lieblich, wie die Huld,
Schon bereit, die Schuld
Jenem süßen Triebe,
Dessen Reize laut
In dem Busen schlagen,
Zärtlich abzutragen,
Wand Leanders Braut

Ihre Myrtenkrone;
Liebt' und ward geliebt,
Mit dem schönsten Lohne,
Den die Liebe giebt.
Sahst du je auf Erden
Ein beglücktres Paar?
Und Leander war
Werth, beglückt zu werden.
„Stürb' ich doch mit dir!“
Flüstert zärtlich, ihr
An der Brust, Leander.
Dora seufzet: „Wir
Sterben mit einander!“ —
Sieh'! da kam ein Tropf,
Ohne Herz und Kopf,
Und ward Doras Gatte;
Weil er, stolz und leer,
Einen Titel mehr,
Als Leander, hatte.
Ganz voll Zärtlichkeit,
Innig liebt Alide
Den beglückten Veit;
Aber zu viel Friede

Tönt im Doppelliede
Dieser Zärtlichkeit.
Keine Mutter dränget
Ihren Liebesplan,
Und kein Vater hänget
Seinen Fluch daran.
Einer schlichten Kette
Gleicht ihr Stundenreihn;
Und Alide hätte
Gern ein wenig Pein.
Ach! kein Händeringen!
Sie kann's nicht einmal
Bis zur Ohnmacht bringen!
O, der öden Qual!
Traurig schleicht die leere
Lebenseinigkeit!
Wie romantisch wäre
Nicht ein holder Streit
Mit dem lieben Veit! —
Tröste dich, Alide!
Kommen wird der Streit;
Fliehen wird der Friede.
Dein geliebter Veit

Wird zu seiner Zeit
Was, bei seinen Küssen,
Noch dein Herz nicht träumt,
Einzuholen wissen,
Was er jetzt versäumt.
    Aber welche Plane,
Welche Kunst ersinnt
Fräulein Heliane,
Der kein Herz entrinnt?
Sich empor zu schmücken,
Augen zu entzücken,
Ist die höchste That
Ihres ganzen Lebens;
Dennoch, wer sich naht,
Huldigt ihr vergebens.
Und was kann es seyn,
Daß durch Listgewinde,
So versteckt und fein,
Sich zum Hofgesinde
All' ihr Treiben drängt?
Lustig ist, zu schauen
Wie sie dort den schlauen
Fürstenliebling fängt.

Feine Spiele scherzen
Seine Sinne wach;
Durch dieß Vorgemach
Schleicht sie nur dem Herzen
Seines Fürsten nach.
Mariane wählte
Bloß nach Gold und Stand;
Und mit ihr vermählte
Sich ein Ordensband,
Das ein goldnes Alter
Feierlich umfing,
Und an dem ein kalter,
Schwacher Ritter hing.
Weh dem Ehrenmanne!
Feurig, wie ein Blitz,
Fährt nun Marianne
Durch den Rittersitz.
All' die theuren Sachen
Seiner Leidenschaft
Werden ihm entrafft,
Neuern Raum zu machen.
Und er selbst gehört
Zu dem alten Jammer.

Alles wird durchstört;
Fern in eine Kammer
Fliegt der Schmutz hinein,
Wie ein grauer Nebel
Vor dem Sonnenschein.
Auch der Rittersäbel,
Dieses Kleinod, dort
An der Wand muß fort;
Und der alte Ritter,
Ganz betäubt und schwach,
Hinkt nun, mit Gezitter,
Seinem Säbel nach.
Dort ist er vergessen;
Mariann' indessen
Schafft sich für sein Geld
Eine neue Welt.
In der öden Kammer
Starrt der Rittersmann
Sich und seinen Jammer,
Und die Mauern an.
Dank' er's seinem Golde!
Seine theure Holde
Nahm nicht ihn zum Mann.

Er ist der Verschmähte.
Mit dem Glanzgenuß,
Den er gern verbäte,
Doch bezahlen muß,
Mit dem Prachtgeräthe
Von der neusten Art,
Hat sie sich gepaart.
Und, dem edlen Glauben
An die Mode treu,
Paart sie sich, wie Tauben,
Alle Monat neu.

Marianne weidet
Sich an fremdem Glanz,
Den, im eignen Kranz,
Eddi nicht beneidet.
Schau! sie läßt sich sehn.
Blick' empor! wer könnte
Stumm vorüber gehn?
Glänzende Talente
Läßt uns Eddi sehn,
Die so schalkhaft witzelt,
Dann die Mondscheinnacht

Einer Landschaft kritzelt,
Dann in bunter Pracht,
Wie Hetrusker Vasen,
Seltne Reime macht,
Aus erfrornen Phrasen.
Jedes Reizes Macht
Ist in ihr vereinet,
Die, wie Clairon, weinet
Und, wie Gurli, lacht;
Jetzt, mit weißem Arme,
Hold die Laut' umschlingt,
Und vom süßen Harme
Schöner Herzen singt;
Dann auf dem Kothurne
Pomphaft deklamirt,
Und an einer Urne
Schauerlich tragirt.
Jetzo wird sie stummer,
Wirft den Schleier um,
Sieht betäubt sich um:
Und wir sehn den Kummer,
Sehn das tiefe Weh
Einer Niobe.

Aber welche Haltung!
Wie das Haupt sich neigt,
Wenn sie die Gestaltung
Einer Juno zeigt!
Gebt ihr Hirtenkränze!
Seht! arkadisch froh,
Macht sie alle Tänze
Einer Vigano.
Welche Kunst des Sprunges
Und des Körperschwunges!
Welch ein tiefer Geist
In dem Fuße waltet,
Als Magnet gestaltet,
Der nach Norden weist!
Freilich braucht sie, leider!
Schmuck und Götterkleider;
Doch wenn sie entzückt,
Muß ihr Mann verstummen,
Ob es ihn auch drückt,
Daß sie große Summen
Nach dem Ruhme schickt.
Wirf, Arist, den Schleier
Ueber Eddis Werth,

Daß man nicht erfährt,
Wie unendlich theuer
Deine Gattin ist!
Aber dir, Arist,
Blieb es nicht verborgen,
Was der Mann vermißt,
Der, gepreßt von Sorgen,
Heute Gurli, morgen
Eine Clairon küßt.

Mit der Jugendsünde,
Stolz auf Huldigung,
Nichts zu seyn — als jung,
Nahet sich Dorinde.
Siegend glänzt sie da
Durch die Sommergänge,
Eine Zynthia
In dem Sterngedränge.
Schimmernd, aber leer,
Schwebt um sie ein Heer
Von geschmückten Thoren.
So, im Rausch verloren,
So, mit Geist und Sinn,
Dem Gewühl ergeben,

Fluthet sie dahin
Durch ein sonnig Leben.
Kommt sie endlich an
In dem stillen Schatten
Reifer Jahre, dann
Will sie Einem Gatten
Ungetheilt sich weihn,
Aber unterdessen
Sich des Wechsels freun.
Darf sie schon vergessen,
Jung und froh zu seyn?
Trotz ist ihre Rache,
Trotz dem Ruf der Welt,
Der die strenge Wache
Bei der Sitte hält.
Leichtsinn führt zu lichten,
Heitern Lebenshöhn;
Und man ist mit nichten
Lange jung und schön.
Mira ist nicht schön:
Drum sucht ihr Bemühen,
Reize zu erhöhn,
Welche nicht verblühen.

Weil es rühmlich ist,
Gutes Herz zu haben:
So besitzt sie Gaben
Die sie nicht vermißt,
Wenn die Rose lange
Schon von Chloes Wange
Weg geblühet ist.
Elternlose Mädchen
Kleidet Miras Fleiß,
Daß es Niemand weiß,
Niemand, als das Städtchen,
Wo sie, still und mild,
Ihre That verhüllt.
Menschen zu beglücken,
Setzt ihr Herz in Brand;
Halb erstarrte Mücken
Wärmt sie in der Hand.
Sieh doch! mit Entzücken
Heilt sie fremden Schmerz,
Ob ihr gutes Herz
Auch das Haus erschüttert.
Daß ihr lieber Mann
Selbst ein wenig zittert,

Läßt sie dann und wann,
In verworrnen Fällen,
Ihm durch Wort und That
Ihren sanften Rath
In die Ohren gellen.
Doch, laß immerhin
Mich die Edle preisen!
Der Beglückerin
Unbeglückter Waisen,
Der Beschützerin
Unbeschützter Mücken,
Ihrem Engelsinn,
Fremde zu beglücken,
Kann, — was Spötterein
Auch von ihr erzählen —
Wohl vergönnet seyn,
Einen Mann zu quälen.
Freiheit, die uns Blätter
Schöner Blüten streut,
Ist das Sommerwetter
Unsrer Lebenszeit.
Ach, Pedril! verschwunden
Ist der Sommerhain

Deiner Rosenstunden!
Hymen riß ihn ein!
Klelia gebietet;
Und ihr Herrscherstab
Ist oft streng, und wüthet
Auf den Mann herab.
Gold und theure Kleider
Brachte sie ihm zu;
Und Pedril ihr, leider!
Nichts, als seine Ruh'.
Wie von einem Blatte,
Liest ihr, vom Gesicht,
Der bedrängte Gatte
Sclavisch seine Pflicht.
Schlafen, Essen, Trinken,
Was er ist und scheint,
Was er glaubt und meint,
Hanget an den Winken
Der Gebieterin.
Laß ihn etwas wollen:
Fried' und Friedenssinn,
Alles ist dahin!
Worte, Thränen rollen;

Krämpfe drohn! — Pedril
Muß nur ja nicht wollen,
Wenn er etwas will,
Sonst ist sie dawider;
Denn ihr letztes Ja
Legte Clelia
Auf dem Altar nieder,
Vor dem schwarzen Mann
Und den Ehetagen,
Um dafür fortan
Immer Nein zu sagen.

Mirons Gattin strebt
Nach dem Kranz der Blüte,
Die vom Ruf der Güte
Und der Sanftheit lebt.
Mit gepriesner Milde
Trägt und duldet sie
Selbst des Hauses wilde,
Rauhe Anarchie;
Denn, um gut zu scheinen,
Wagt sie kaum, zu meinen,
Zu gebieten, nie.

Doch ihr Hausgesinde
Herrscht gesetzlos frei,
Wenn's nur heißt, wie linde
Bertas Herrschaft sey.
Alles wird vergessen;
Und ihr lieber Mann
Weiß nur selten, wann,
Oder ob er essen
Wird, und essen kann.
Dort, Pedrils Verderben
Naht mit wildem Streit;
Mirons Häuslichkeit
Wird an Sanftheit sterben.
Ehren wir Malwihen,
Die den milden Geist
Edler Harmonieen
So pathetisch preist!
Nie war sie entzückter,
Als an Lindors Hand;
Und kein Eheband
Fester und beglückter.
Aber ach! das Glück
Wankt und schwankt hienieden!

In Malwihens Frieden
Stürmt ein Mißgeschick!
Ein gefährlich Fieber
Fällt den Gatten an!
Sie erkrankte lieber
Selbst, wenn nur ihr Mann
Dadurch Lindrung fände.
Hört! sie klagt's der Welt,
Ringet wund die Hände;
Thrän' auf Thräne fällt!
Ja, sie muß vergehen!
Ihre Liebe kann
Den gequälten Mann
Nicht mehr leiden sehen!
Die Verzweiflung droht!
Solche Angstgefühle
Stürzen — in den Tod? --
Nein, in die Gewühle,
Die Paris ihr bot.
Mit gepreßter Brust,
Klagt, in flornem Schatten,
Lida den Verlust
Des erblaßten Gatten;

Und sie klagt so schön,
Mit verhülltem Schimmer,
Daß man wünscht, sie immer
So betrübt zu sehn.
Wie ein dunkler Schauer,
Hängt um ihr Geschick
Die erlesne Trauer;
Und ihr Feuerblick,
Samt dem Huldgesichte,
Strahlt in stiller Pracht,
Gleich dem Nordscheinlichte,
Durch die florne Nacht.
Grazien umgeben
Ihren Trauersinn;
O, sie schwebt dahin,
Wie ein geistig Leben,
Wie ein Liebestraum
In geheimem Schatten.
Amorinen hatten
Keinen liebern Raum,
Als im holden Kummer
Dieser schönen Pein. —
Solche Schmeichelein

Bringt der Todesschlummer
Eines Gatten ein.
Darum sey's! wir lassen,
Für so viel Genuß,
Gern ein Haupt erblassen,
Das doch sterben muß.
Hymen, sagt man, grübe
Der geliebten Liebe
Ein zu frühes Grab.
Eine wackre Schöne,
Huldin Kalimöne,
Wehrt den Tadel ab;
Denn vor allen Leuten
Trägt die brave Frau
Ihre Zärtlichkeiten
Oeffentlich zur Schau.
Hildors Lebensfeier
Muß ein Festtag seyn;
Nichts ist ihr zu theuer,
Diesen Tag zu weihn.
Hundert frohe Gäste
Ladet sie zum Feste
Ihres Hildors ein;

Alle Freudengötter,
Samt dem Amor, nahn.
Duftet, Myrtenblätter,
Um die lichte Bahn!
Mit gerührten Blicken
Der ergossnen Lust,
Taumelt ihr Entzücken
An des Gatten Brust.
Nur ein milder Schatten
Trotz dem Kerzenlicht,
Dunkelt das Gesicht
Des verehrten Gatten;
Und verstohlen rauscht
Seine treue Taube
In die Gartenlaube,
Wo ein Amor lauscht.

Lora warf gezwungen,
Und mit lautem Harm,
Sich den Huldigungen
Lickas in den Arm.
Lickas Thun und Sinnen
Strebte nur dahin,

Seine Königin
Endlich zu gewinnen.
Was sein Herz auch trieb,
Welches treu und lieb
Huld zu Huld gesellte:
Die Decemberkälte
Seiner Ehe blieb.
Doch zuletzt erliegen
Hoffnung und Geduld;
Chloens Reize siegen,
Und er findet Huld.
Lora wird's ertragen;
Denn, sie liebt ja nicht.
Aber nein! sie bricht
Aus in Wuth und Klagen:
„Solch ein leer Gesicht,
Darf es sich erfrechen,
So mir Hohn zu sprechen?
Nein, ich duld' es nicht!" —
Lora wird zum Schatten,
Der verschlossen schweigt,
Und, empört, dem Gatten
Finstre Blicke zeigt.

Düster, wie der Kummer,
Eifersüchtig wach,
Horcht sie immer stummer
Seinen Tritten nach.
Lickas wähnt nun freilich,
Diese Eifersucht
Sey wohl sehr verzeihlich,
Sey der Liebe Frucht.
Er, mit voller Reue,
Lieb' und Schmerz im Blick,
Kehrt zur Pflicht der Treue
Und zu ihr zurück.
„Laß an deinem Herzen,"
Spricht er, tief gerührt,
„Mich den Wahn verschmerzen,
Der mich dir entführt!
Laß uns nicht mehr feindlich,
Nicht getrennt mehr seyn!" —
Sie empfängt ihn, freundlich
Kalt, wie Mondenschein,
So, als ob allein
Zwanggefühl sie triebe. —
Also keine Liebe? —

Armer Lickas, nein!
Du hast nichts errungen!
Sie liebt eifriger
Nur die Opferungen,
Nicht den Opferer.
Größern Opfern strebte
Frau Selinde nach.
Manche Gattin bebte;
Mancher Mann war schwach. —
Mit der frommen Gabe
Deiner Thränenfluth,
Nahė dich dem Grabe,
Wo Armina ruht!
Drei umblühte Lenze
Brachten dem Altar
Ihres Hymens Kränze
Holder Stunden dar.
O, sie war des Gatten
Höchstes Erdenglück,
Und kein Mißgeschick
Warf noch seinen Schatten
Auf dies stille Glück!
Ach Selinde sandte

Ihr den Todesschmerz!
Ja, Selind' entwandte
Ihres Medons Herz!
Tief und tödtlich trübte
Sie der Gram; sie schwieg.
Doch Selinde liebte
Nicht den Mann, den Sieg.
Und die Rettungslose,
Ganz in Gram erdrückt,
Fällt, wie eine Rose,
Die der Sturm zerknickt. —
Mit der Thränengabe,
Mit erweichtem Sinn
Nahe dich dem Grabe
Dieser Dulderin!
Find' Armina's Gatten,
Der, dem Leben feind,
Dort im dunkeln Schatten
Seine Schuld beweint!
Sein Gemüth erwachte;
Laut verrieth die Zeit,
Daß die Eitelkeit
Sich dieß Opfer brachte.

Kalt verschlang das Grab,
Was sein Leben würzte;
Seine Ruhe stürzte
Schrecklich mit hinab. —
Siegend fliegt Selinde
Noch von Herz zu Herz;
Darf die kleine Sünde,
Dieser leichte Scherz
Ihren Ruf verschatten?
Blieb sie doch dabei
Ihrem eignen Gatten
Immer noch getreu.
Zwiste mancher Ehen,
Mancher Gattin Pein
Weiht sich zu Trophäen
Ihres Reizes ein. —
Einem Wollüstlinge,
Cleon, legte sie
Endlich ihre Schlinge,
Doch sie fing ihn nie.
Diese Kälte feuert
Nur sie an, sie steuert
Mehr und mehr auf ihn.

Kann sie das ertragen?
Darf ein Mann es wagen,
Kalt ihr zu entfliehn?
Immer schärft Selinde
Ihres Reizes Kraft;
Aber — leis' und linde
Faßt die Leidenschaft.
Fliehend, wie bezwungen,
Naht der schlaue Held
Ihren Huldigungen,
Und — Selinde fällt!
Fällt hinab zur Schande,
Die den stolzen Geist
Hin zum grausen Rande
Der Verzweiflung reist!
In den Sturmgewühlen
Hält kein Trost sie fest.
Cleon überläßt
Sie den Qualgefühlen.
Und der finstre Blick
Des erzürnten Gatten
Stößt sie kalt zurück!
Um ihr Mißgeschick

Wankt Armina's Schatten.
Ihr Gemüth erfüllt
Manch bekanntes Bild
Von zerstörten Ehen. —
Lassen wir sie nun
Unter den Trophäen
Ihrer Siege ruhn!
Männer zu bestricken,
Ist ein leichtes Spiel;
Einen zu beglücken,
Ist das größte Ziel. —
Wende von Selinden
Den empörten Blick!
Du wirst Asta finden;
Welch ein Gegenstück!
Dort, im stillen Schatten,
Steht die Dulderin,
Die, mit festem Sinn,
Launen ihres Gatten
Und des Schicksals trägt,
Das, mit Nacht umgeben,
Ihr ein hartes Leben
Auf die Seele legt.

Selber tief getroffen
Von so manchem Schmerz,
Steht ihr sanftes Herz
Fremden Thränen offen.
Sonn' ist ihr Gesicht,
Wenn sie, wie das Licht,
Finstre Wolkenstunden
Eines Grams zertheilt,
Oder wenn sie Wunden,
Wie die Liebe, heilt.
Hat die Erde Kronen?
Nichts hat ihr Gewühl,
Asta zu belohnen.
Asta's beßre Kronen
Trägt das Selbstgefühl,
Das, wie stiller Segen,
Ihre Seele füllt. —
Aber ihr entgegen
Prangt ein stolzes Bild.
Mit erhabner Miene,
Nimmt von ihrem Mann
Göttin Adeline
Huldigungen an.

Sie nur anzublicken,
Ihr die Hand zu drücken,
Naht er sich ihr scheu,
Wie ein blöder Jünger;
Und sie reicht ihm zwei
Deputirte Finger.
Nur ein Grandison
Trüge mehr davon,
Gegen den sie spöttlich
Ihren Gatten mißt,
Und nun nie vergißt,
Daß sie viel zu göttlich,
Ihn zu lieben, ist.

Drängen sich auf Erden
Nicht genug Beschwerden,
Qualen, die uns dräun,
Wie versteckte Räuber,
In des Lebens Hain?
Mußten oben drein
Göttlich unsre Weiber,
Und nicht weiblich seyn?

Lina, laß die Strahlen
Eines falschen Lichts

Das erhabne Nichts
Pomphaft übermalen!
Laß sich um dieß Nichts
All den Lebenshandel
Oeder Herzen drehn:
Deinen stillen Wandel
Werden Engel sehn!

Gleiche du Meliden!
Selig, wie die Ruh',
Führet sie den Frieden
Ihrem Gatten zu.
Ihres Geistes Kerze
Hellt das Dunkel auf;
Und in lichte Scherze
Löst sich jede Schwärze
Seiner Sorgen auf.
Sie und ihr Leander,
Liebend und geliebt,
Tragen mit einander,
Was das Schicksal giebt.
Von dem Loos der Mängel,
Das auf Menschen ruht,

Fodern sie nicht Engel;
Sie sind menschlich gut.
Jenes zu verlangen,
Dieses nicht zu seyn,
Nährt im Lebenshain
Giftgewächs und Schlangen.
Keine Leidenschaft,
Wo Melida handelt;
Fest und ruhig wandelt
Sie in eigner Kraft,
Welche jede Bürde
Still und heiter trägt;
Und in alles legt
Ihre Tugend Würde.
Ernst und sanft ist sie,
Wenn sie Schuld vergiebet;
Lauter Huld ist sie,
Wenn sie lohnt und liebet.

III. Rückreise

Ueber Götterauen
Fliegt der muntre Sinn
Unsrer holden Frauen
Leicht und lustig hin.
Ihre ersten Götter
Sind sie selbst, zur Zeit,
Welche Rosenblätter
In das Leben streut.
Feierkränze pflegend,
Hüpfen sie vergnügt
Durch die schöne Gegend,
Die im Spiegel liegt;
Dann zur Myrtenfeier,
Wo das Herz erwacht:
Alles — alles lacht
Hier im Rosenschleier;
Diesem folgt die Pracht;
Ihre spätern Götter
Sind — wenn Sie verzeihn —

Schmähsucht, Kartenblätter,
Etwas Tugendschein,
Tagesneuigkeiten,
Die Philosophie,
Und die Melodie
Der vergangnen Zeiten.
Endlich, Trotz dem Spott
Unberufner Spötter,
Schließt an diese Götter
Sich der liebe Gott.

Du erblickst Oenonen;
Für ihr nickend Haupt
Hat sie alle Zonen
Der Natur beraubt,
Und in tiefer Hülle
Die Natur versteckt.
So, mit Glanz und Fülle
Prächtig überdeckt,
Tritt sie in die Reihen,
Die sich Alles, nur
Einfalt nicht verzeihen,
Einfalt und Natur.

Wie des Sieges Krone,
Gießt nun Frau Oenone
Volle Strahlen aus.
Modekünste zogen
Schön sie an — ihr Haus
Und den Gatten zogen
Sie zuvor erst aus.

In des Kleides Wellen,
Gleich dem hohen Meer,
Wenn's die Winde schwellen,
Wogt Mandan' einher.
Pomp ist um Mandanen;
Ihres Dünkels Traum
Bauet hoch auf Ahnen
Seinen leeren Raum.
Darf's ihr Herz nicht weiten,
Daß ihr Stammeshaupt
Schon in grauen Zeiten
Ritterlich geraubt?
Ihres Stammes Blume
Wuchs, im Zeitenlauf
Vor dem Christenthume,
Bis zu uns herauf.

Festlich tritt sie auf;
Doch zum Judenthume
Kehrt zurück, was sie
Für das Fest, zum Ruhme
Ihrer Ahnen, lieh.
Tochter edler Ritter,
Ja, dein Stolz ist ächt!
Wir, nur schlecht und recht,
Haben Väter, Mütter;
Du hast ein Geschlecht.

„Gönnen wir Mandanen"
Spöttelt Nora's Neid,
„Jene Eitelkeit,
Die mit dunklen Ahnen
Ihre Würde stützt!
Mag ihr Dünkel prahlen,
Der auf Todtenmahlen,
Wie ein Leichhuhn, sitzt!
Kränze, die verdorrten,
Sind ein schlechter Kauf;
Reichthum schließt die Pforten
Jedes Himmels auf." —

Nora hat, vom Morgen
Bis zum Mittag, traun!
Ihre großen Sorgen,
Tief sich zu verbaun.
Endlich hångt die Dame,
Stolz in reicher Tracht,
Hångt im goldnen Rahme,
Wie ein Bild der Nacht.
Einst verbarg ein Winkel,
Tief im finstern Schacht,
Diese goldne Pracht:
Nun steckt Nora's Dünkel
Tief im goldnen Schacht.
Heut' muß alles Beste
Glanz und Sieg ihr leihn;
Heute lud zum Feste
Ihrer hohen Gåste
Milvia sie ein!

Dame Milvia
Bittet oft zum Essen,
Denn man kònnte ja
Sonst die Pracht vergessen,

So die Eitelkeit
Um ihr Leben streut.
Diese Dame blendet
Durch ein reiches Glück.
Zwar die Freude wendet
Ab von ihr den Blick:
Wenn ihr Mahl nur pranget,
Braucht es Fröhlichkeit?
Milvia verlanget
Weiter nichts, als Neid.
Welch ein Prunk der Gäste!
Freudenleer und reich,
Ganz dem Leichenfeste
Eines Königs gleich!
Wie an einer Kette,
Trabt, von Sitz zu Sitz,
Kalte Etikette,
Samt dem Aberwitz.
Doch der Ekel necket
An dem Stundenlauf:
Unsre Dame wecket
Die Verläumdung auf.
Rinnt der Quell den Damen:

O, dann Wort auf Wort
Spůhlet gute Namen,
Wie die Stunden, fort!
Sprich, was fehlt dem Schmause?
Nur an Geist gebricht's;
Und die Frau vom Hause,
Die besteht aus nichts;
Als aus ihrem Schmause:
Aus den langen Reihn
Duftender Gerichte,
Aus den Leckerein
Weit gereister Frůchte.
Aber, grůn umlaubt,
Drohet, wie das Schrecken,
Unter Blumendecken,
Eines Ebers Haupt,
Das aus den Gemischen
Recht symbolisch ragt,
Und an einem frischen,
Jungen Lorbeer nagt.

Drei verschmauste Stunden
Sind dahin geschwunden:

Nun zum Kartenspiel!
Dieser Zeitverschlinger
Fährt in ein Gewühl
Diamantner Finger.
Diese Herrlichkeit,
Diese Pracht der Hände,
Ach! verspielt am Ende
Pflicht und Lebenszeit.
Mirtha kann die Karten
Und den Kartenfreund
Schon nicht mehr erwarten,
Wenn die Stund' erscheint,
Die so heiß ersehnte,
Der sie, seelenlos,
Beide Händ' im Schooß,
Bang' entgegen gähnte.
Mirtha spielt, und nun
Ist ihr Haus vergessen;
Alles mag indessen
Fortgehn, oder ruhn!
Ob es draußen hagelt,
Regnet, oder blitzt,
Weiß sie nicht; sie sitzt

An den Tisch genagelt,
Mischt die Kart' und schwitzt
All' die süßen Triebe,
So die Unschuld fühlt:
Mutter=, Gattin=Liebe
Hat sie längst verspielt.
Daß ihr jüngster Knabe
Manche Aehnlichkeit
Mit Pikbuben habe,
Sagt der böse Neid,
Seinen Witz zu üben;
Doch ich glaub' es nie:
Denn sonst würde sie
Ja den Knaben lieben.

Heiliger, als diese,
Leuchtet, wie ein Licht,
In der hohen Pflicht,
Fromm zu seyn, Alise,
Die, weil diese Welt
Sie mit stolzer Lache
Von sich stieß, aus Rache
Sich zum Himmel hält,

Dem sie, bei den Freuden
Mancher Lust, entfloh.
Dabei hofft sie froh
Auf die Qual der Leiden,
Die der bösen Welt
Ihre tollen Freuden
Strafend einst vergällt.
Und in jener Welt
Hofft sie, mit zu richten:
Darum übt sie sich,
Zu den großen Pflichten,
Hier so ritterlich,
In der Kunst, zu richten.
Und, von Jahr zu Jahr,
Baut ihr frommer Glaube,
Nach der Mode zwar,
Ihre Todtenhaube.
Daran thut er recht;
Denn wer kann so schlecht
In die Assambleeen
Der Verwesung gehen?
Dennoch, Trotz dem Streit
Mit der bösen Zeit,

Will sie sich bequemen,
Mit der argen Welt
Und dem Wein aus Bremen,
Noch vorlieb zu nehmen,
Wenn's Gott so gefällt.
Aber edle Thaten,
Wenn sie durch den Druck
Sich der Welt verrathen,
Sind kein übler Schmuck.
Wehn nicht Palmenreiser
Um Argühens Bild?
Wie sich Hallers Weiser
In die Tugend hüllt:
So hüllt Frau Argühe
Sich, mit aller Pein
Der gespannten Mühe,
In den Tugendschein.
Schau, wie sie Luzillen
Liebevoll umfaßt,
Die sie doch im Stillen
Weder liebt noch haßt!
Mitleid, Huld und Liebe,
Jeden Weihaltar

Sanfter Herzenstriebe,
Stellt sie täuschend dar.
Armenhäuser beten
Laut für ihre Ruh';
Abgebrannten Städten
Wirft sie Summen zu;
Nur den armen Fröhner
Drückt sie mit dem Frohn,
Und dem Tagelöhner
Schmälert sie den Lohn.
In des Ruhms Begleitung,
Findet sie dann oft,
Zwar nicht unverhofft,
Sich in einer Zeitung,
Die den Ruf von ihr
Fremden Ländern preiset.
Ihre Tugend reiset
Mit dem Postkurier.
Arbeit, Furcht und Mühe
Kostet ihr der Schein:
Warum strebt Argühe
Nicht, mit gleicher Mühe,
Lieber gut zu seyn?

Aengstlich muß sie lauschen,
Ob kein Blick durchschaut,
Was sie heuchelnd baut:
Leere Schaalen rauschen,
Wenn nicht wohl, doch laut.
Sieh, das ganze Leben
Ihres Thuns umspinnt,
Wie ein Labyrinth,
Sich mit Truggeweben.
Ihre Engel sind
Schleichende Gespenster;
Und ihr Tugendkreis —
Schön gefrorne Fenster,
Blumenschmuck von Eis.
Mila handelt frei;
Sie bespottet witzig
Diese Heuchelei.
Auch ihr Lob ist spitzig,
Ist getaucht in Gift,
Wenn es Chloen trifft.
„Dieser schönen Seele,“
Meint die Spötterin,
„Diesem Engel fehle

Nur der Engelsinn,
Und ein wenig Seele."
Mila's Witz erschlägt
Freunde, sonder Schonung,
Wenns nur die Belohnung
Eines Lächelns trägt,
Welches hinterm Sitze
Den Lakain entwischt,
Und zu neuem Witze
Ihre Laun' erfrischt.

Zartgefühl umwindet
Dona's heitern Witz;
Nie ist er ein Blitz,
Welcher glänzend zündet.
Scherz, von Ernst bewacht,
In bescheidnen Gränzen,
Ist das schöne Glänzen
Einer Sommernacht.
Alle Freudengötter
Nahen sich bekränzt,
Wo, wie Frühlingswetter,
Dona's Laune glänzt.
Ihre Laune scherzet

Den Gedrückten froh,
Den das Leben schmerzet
Und die Freude floh.
Augen scheinen trunken,
Wangen frisch zu blühn,
Wo die lichten Funken
Ihres Geistes sprühn.
Doch kein Hohngezische!
Jedes Wort entquillt
Ihrem Geist so mild,
Wie am Lenzgebüsche
Die erquickenden
Abendlüfte fächeln;
Denn die Grazien
Lachen nicht, sie lächeln!
Selbst ein Diogen
Würd' aus seiner Tonne
Heiter in die Sonne
Dieses Geistes sehn.
Wer in einem Herzen,
Das lebendig schlägt,
Zartgefühle trägt,
Der nur weiß zu scherzen.

Aber Spott entweiht
Jede Rosenlippe,
Wenn auch Aganippe,
Wenn die Lieblichkeit
Selbst auf ihr entquillet. —
Dona's Witz umhüllet
Zarte Sittsamkeit.
Clara ist nicht witzig;
Ihre Lästerung
Ist die Huldigung,
Die sie, eigennützig,
Andern Frauen raubt;
Denn ihr Dünkel glaubt,
Wenn sie Ehre schändet,
Sie beehre sich:
Drum ihr Tadel endet
Stets mit: „Aber ich!"
Wenn auf offnem Meere
Die Korsarin streift,
Und nach fremder Ehre;
Wie nach Beute, greift;
Wenn sie eigne Mängel
Dreist an Andern rügt:

Glaubt sie hoch zum Engel
Sich hinauf gesiegt.
Streng' an Zucht und Sitte,
Finster, wie die Pein,
Schreitet Frau Melitte
Durch die Jugendreihn.
Ihre schwarzen Augen
Blitzen Haß, und saugen
Gift aus Blumen ein.
Kanns ihr nicht gelingen,
Durch des Reizes Macht
Sich empor zu schwingen:
Gut! so will sie Nacht
In die Freude bringen.
Ernst, und kalt, und blaß,
Wie das bleiche Schrecken,
Sucht ihr schwarzer Haß
Unschuld zu beflecken.
Neidisch blickt ihr Haß
Hin nach jedem Glanze,
Der vorüber schwebt,
Greift nach jedem Kranze,
Der die Freud' umwebt.

An der heitern Jugend
Rächt sie, daß kein Fat
Ihre feste Tugend
Angefochten hat.

Aber Freundin Blande
Klagt nur heimlich an,
Zeigt erst fremde Schande,
Und bedeckt sie dann.
Ob Corinnens Falle
Trauert sie so schwer,
Trägt ihn dann in alle,
Weite Welt umher,
Gleich dem Wiederhalle,
Welcher hundert Mal,
Wenn's am Stoff nicht fehlet,
Jedem Felsenthal,
Was er weiß, erzählet.
„Ach! Corinnens Herz"
Seufzet sie mit Schmerz,
„Ging auf schwachen Füßen;
Jeden freien Scherz
Muß sie hart nun büßen." —

Aber jedem Ohr
Trägt sie, mit Geflüster,
Noch ein ganz Register
Heimlichkeiten vor.
Ihre Mild' entschuldigt
Auch wohl Fehler an;
Doch der Sanftheit huldigt
Ihr Gefühl auch dann.
Sie erwürgt nie feindlich,
Wenn sie tödten muß;
Sie vergiftet freundlich
Nur durch einen Kuß.

Weh der grausen Schlange
Die Verläumdung heißt!
Welche tückisch, lange
Ihren Raub umkreist,
Bis es ihr gelungen,
Bis sie, nimmer satt,
Ihre Beut' umschlungen
Und vergiftet hat.
Fiel ein Herz im Drange
Zwischen Reiz und Pflicht

Lina, richte nicht!
Weißt du, welchem Zwange,
Welchem Unglückstag,
Solch' ein Herz erlag?

Frau Sibilla heuchelt
Lauter Zärtlichkeit;
Doch die Schlaue schmeichelt
Fremder Eitelkeit
Nicht umsonst: sie angelt,
Mit gewählter Kunst,
Nach ein wenig Gunst,
So ihr nie gemangelt,
Als sie durch die Zeit
Der Triumphe schwebte,
Die von Weihrauch lebte.
Ihre Eitelkeit
Horchte stolz und spöttelnd
Auf die Schmeichelein:
Jetzo nimmt sie bettelnd
Nur noch Beifall ein.

Wie sie auch verändert:
O, die Eitelkeit

Bleibt sich gleich, sie ändert
Immer nur das Kleid!
Diese Thorheit schmeichelt
Sich so still, so klein,
Wenn sie Unschuld heuchelt,
Tief in's Herz hinein.
Sehn wir nicht, wie fein
Sie sich mit der Liebe,
Mit dem ganzen Kreis
Edler Herzenstriebe
Abzufinden weiß?

Fröhlich fliegt Luzinde
Durch die schöne Welt,
Wo sie noch gefällt.
Ist es etwa Sünde,
Wenn die schöne Welt
Ihrem Sinn nicht minder,
Als sie ihr, gefällt?
Freilich, ihre Kinder
Werden ausgesetzt
In erkaufte Hände;
Doch sie hat am Ende
Keine Pflicht verletzt.

Ja, sie hat Gewissen,
Hat die Kinder lieb;
Jeden kleinen Trieb
Hilft sie größer küssen;
Denn, was will und kann,
Baut sich selber an.
Unter Lust und Scherzen,
Sieht Luzinde dann
Wild und frei die Herzen
Ihrer Kinder blühn,
Herrlich blühn und sprießen.
Kinder bloß genießen,
Heißt ja, sie erziehn.
Mögen wir Luzinden
Auch bei jedem Fest,
Jeder Weltlust finden:
Ihren Kindern läßt
Sie sich nicht entführen.
Ein Mal treibt ihr Herz
Täglich seinen Scherz
Mit den kleinen Thieren.
Nahe sich Corille,
Mit der ganzen Fülle

Ihrer Eitelkeit,
Mit der Spur der Zeit,
Welche alle Blüten,
Und, was sonst entzückt,
Ohn' es zu vergüten,
Aus dem Leben pflückt.
Mit geheimer Klage,
Denkt sie immerdar
Noch der Göttertage,
Wo sie reizend war.
Daß in ihrem Leben
Schon die Herbstluft weht,
Fühlt sie, wenn sie neben
Ihrer Tochter steht.
Alles ziert Formosen,
Was sie fühlt und thut;
Ihre Wangengluth
Ist ein Kranz von Rosen,
Der auf Liljen ruht.
Holde Lebensblüte
Schmückt so frisch und klar
Ihre Seelengüte,
Wie die Purpurblüte

Ihr Kastanjenhaar.
Schönes Jugendbild!
Mancher Blick, voll Feuer,
Taumelt um den Schleier,
Der dich zart verhüllt!
In empörter Stille
Sah schon oft Corille
Ihrer Tochter Sieg.
Endlich bricht die Stille,
Die so lange schwieg.
„Höre mich, Formose,“ —
Zürnt ihr hartes Wort,
„Fort mit jener Rose!
Von dem Haare fort!
Jugend muß bescheiden
Sich in Dunkel kleiden!
Merke dir dieß Wort!“
Doch dem Mutterneide
Wird sie nicht entgehn!
Sie bleibt jung und schön
Auch im alten Kleide.
Was vermag der Neid,
Was die Eitelkeit,

Endlich zu erfinden,
Ihr die Blumenzeit
Aus der Hand zu winden?
Seht! die Mutter faßt
Bitterkeit, und haßt.
Mit empörtem Neide,
Schließt sie nun vom Schmaus
Und vom Tanz der Freude
Hart die Tochter aus.
Vor dem lichten Sterne
Kann sie nicht bestehn;
Tief in dunkler Ferne
Muß er untergehn!
Kost' es, was es wolle:
Sie will selbst, im Schein
Einer Mädchenrolle,
Ihre jugendvolle,
Schöne Tochter seyn.

Sanfter ist Arbelle;
Sie war Königin,
War der Schmuck der Bälle;
Aber hin, dahin

Sind die goldnen Zeiten!
Und so schminkt sie dann
Ihre Eitelkeiten
Nun der Tochter an.
Zu den Listgespinnsten,
Die sie einst ersann,
Und um Männer spann,
Samt den Spiegelkünsten,
Führt sie selbst sie an.
Ja, von Hochentzücken
Wird ihr Herz erwärmt,
Wo ein Heer von Blicken
Um Belinden schwärmt.
Ihre Jugendrollen
Setzt Arbelle dort
In der hoffnungsvollen,
Schönen Tochter fort,
Giebt ihr Wahn und Sünde,
Flößt ihr Thorheit ein,
Unschuld aus — Belinde
Muß die Mutter seyn.
Flüchte, Lina, flüchte,
Wo die Eitelkeit

Geist und Herzensfrüchte
Sich zu Opfern weiht!

Aber sieh! wer bliebe
Nicht entzückt da stehn,
Wo wir heilge Liebe,
Mutterliebe sehn,
Pflichten, die, gleich Tänzen,
In bescheidnen Kränzen,
Sich um's Leben drehn?
O, das Herz Melidens
Oeffne seinen Kreis!
Welche Huld des Friedens!
Welch ein stiller Fleiß!
Demuthsinn der Hütten
Trägt hier seinen Kranz
Von Violen mitten
In den höhern Glanz
Edler, feiner Sitten.
Ein Gesetz erhält
Diese Friedenswelt,
Das Gesetz heißt — Liebe.
Dieser Himmelsquell

Strömet, warm und hell,
In die Lebenstriebe
Sanftheit und Geduld.
Jeder Blick ist Liebe,
Jedes Wort ist Huld,
Jede That ist Güte,
Freud' ist jeder Scherz;
Und, wie Blüt' an Blüte,
Hänget Herz an Herz.
Schau die Huldgestalten
In dem Gartenhain
Morgenandacht halten,
Um den Tag zu weihn!
All dieß Seyn und Streben,
Das Ein Geist erhält,
Ist ein Blick in's Leben
Einer Engelwelt.
Mit dem Fleiß im Bunde,
Ziehn die Stunden nun
Ihre schöne Runde;
Jede Tagesstunde
Hat ihr Werk zu thun.
Wie das frohe Schweigen,

Sitzt, mit heiterm Sinn,
Unter Rosenzweigen,
Hier die Stickerin.
Schwester Mali freuet
Sich im Grünen dort,
Wo sie Pflanzen reihet
Nach Geschlecht und Ort.
Und Melide schließet
Diesen holden Kreis,
Lohnet und versüßet
Huldvoll jeden Fleiß.
Nach des Tages Schwühle,
Geht es froh hinaus
In das große, kühle,
Grüne Gotteshaus.
Wie ein lichtes Wölkchen
Durch des Himmels Blau,
Zieht das kleine Völkchen
Durch die Blumenau
In das Thal der Maien.
Da beginnet Tanz;
Durch den frohen Reihen
Flattert Kranz um Kranz.

Oder Siegeskrönung
Schmückt im Hain das Haupt,
Welches der Verwöhnung
Einen Sieg geraubt.
Solche Freudenfülle
Weihet jeden Tag,
Weihet den Ertrag
Dieser Lebensstille;
Heiligt mit Gesang
Jeden ruhigschönen
Sonnen=Untergang
Froher Tagesscenen.
Jedes Herz erbaut
Sich an Minna's Tönen,
Wenn sie, mit dem Laut
Sanfter Philomelen,
Der das Herz durchdringt,
In die offnen Seelen
Gottgefühle singt.
Andacht, Ernst und Freuden,
Alles sonder Glanz,
Alles ist bescheiden,
Wie ein Veilchenkranz

Ruh' ein weißer Schleier,
Wie die Heiligkeit,
Ueber jeder Feier,
Die Melida weiht,
Daß der Hauch der Lüfte,
Der die Welt berührt,
Nie den Kreis vergifte,
Den Melida führt! —

IV. Ende vom Liede.

Willst du noch einmal
Lauschend mich begleiten
Durch den Bildersaal
Bunter Eitelkeiten?
Aber finden wir
Nur den Leichtsinn hier?
Nur den Sinn der Jugend,
Die der Eitelkeit
Ihre Blumenzeit,
Und den Kranz der Tugend
Auf den Altar streut?
Nein! auch welke Jahre
Bringen offenbar
Ihre grauen Haare
Dieser Göttin dar.
    Mirabelle zittert
Mit dem Kopf, und weiht
Dennoch, unerschüttert,
Ihn der Eitelkeit.

Nur der Sohn der Zeit
Wirft in ihre Locken
Seine Silberflocken:
Darum lebt sie, seit
Ihrer bösen Zeit,
Mit der Welt im Zanke,
Gleich der dürren Ranke,
Die, vom Sturm bewegt,
An die Blüten schlägt.
Dennoch, Trotz dem Streben,
Trotz den Künstelein,
Sich durch Schmuck zu heben,
Dränget in ihr Leben
Sich der Tod hinein.
Um ihn zu verstecken,
Sucht sie, weiß und roth
Seine Spur zu decken;
Doch der alte Tod
Schüttelt von der Wange
Den Karmin herab,
Und erinnert lange
Schon mit Zorn an's Grab.
Um, mit allen Tönen,

Recht ihn zu verhöhnen,
Läßt sie, jung geschmückt,
Und mit Duft umschwommen
Einen Hausfreund kommen,
Den Paris ihr schickt;
Denn — von ihm zum tiefern
Hausgeräth hinab —
Alles auf und ab
Muß Paris ihr liefern,
Muß das Neuste seyn.
Nichts an ihr ist schlechter,
Als sie selbst; allein
Diese Damen scheun
Das Gefühl nur: Töchter
Deutschen Bluts zu seyn.
Blicke dort hinüber!
Edel, ernst, nicht kalt,
Steht ihr gegenüber
Eine Wohlgestalt.
Ja, das ist Adele!
Ihre sanfte Seele
Ist voll Lebensgluth,
Ihre Jugend säte

Diese Blumenstätte,
Wo ihr Alter ruht.
Von Gesang umgeben,
Heiter, wie der Bach,
Warf ihr Mai in's Leben
Ihr die Blüten nach.
Frohsinn auf der Wange,
Tritt sie auf, o seht!
In dem edlen Gange
Welche Majestät!
Keine eitle Bürde
Schleppt sie um sich her;
Einfach, und mit Würde,
Wandelt sie daher.
Und ihr Hymen waltet,
Trotz dem grauen Haar,
Frisch und unveraltet,
Um den Hausaltar.
Manches Fest bereitet
Sie der jüngern Welt,
Die sie würdig leitet.
Jede Freud' erhält
Eine feinre Seele,

Wenn sich ihr Adele
Freundlich zugesellt.
Bei dem heitern Mahle
Ihrer Feste, weiht
Frohsinn die Pokale
Aechter Herzlichkeit.
Und, von Mund zu Munde,
Fliegt, doch so voll Herz,
Daß er nicht verwunde,
Der beseelte Scherz.
Frei vom Weltgetäusche,
Fern vom Hofgeräusche,
Das den Wahn umschwirrt,
Unter Lenzgeweben,
Steht ein herbstlich Leben,
Das nie Winter wird.

Stolzer blickt Frau Cille
Nach dem Thron hinauf,
Opfert ihm die Stille
Ihres Lebens auf.
Aus dem sichern Thale
Drängte sie hinan

Zu dem Fürstensaale,
Wo sie fallen kann.
Dort erwirbt sie dann
Manche hohe Feindin,
Die von Haß entbrennt,
Wenn sich Cilla Freundin
Ihrer Fürstin nennt.
Doch sie hat vom Glücke
Sich das Heil erstrebt,
Das von einem Blicke
Ganze Tage lebt.
Schön und selig neiget
Sich ihr Angesicht,
Wenn es schweigend spricht,
Oder sprechend schweiget.
Wie der Sonnenschein,
Leuchten ihre Augen.
Stört sie nicht! sie saugen
Kalte Strahlen ein.
Trunken von dem Glücke
Strotzt ihr kleines Hirn.
Seht, um ihre Stirn
Hangen Gnadenblicke!

Doch ihr Fall ist nah,
Weil sie tiefer sah,
Als die Fürstin wollte,
Daß sie sehen sollte.
Was die Zofe früh,
Sie erst spät beachtet:
Daß die Fürstin sie
Gnädiglich verachtet,
Wird nun offenbar.
Cille sieht schon klar
Sich hinaus gestoßen
Aus dem Glanz der Großen,
Der ihr Abgott war.
Eigne Schwätzigkeiten,
All das eitle Thun
Eigner Albernheiten
Straft die Fürstin nun.
Ihre Thorheit strafen
Fürsten immerdar
An dem nächsten Sklaven,
Welcher Zeuge war.
Nimmer ahnte Cille
Diesen Unbestand,

Als in Glanz und Fülle
Noch ihr Dünkel stand.
In den goldnen Banden
Stand er trotzig da;
Gicht und Podagra
Hat er sich erstanden.
O, der arme Tropf
Senkt nun sein Gefieder
Aus dem schweren Kopf
Etwas tiefer nieder!
Und sein hoher Schwung
Macht nun eine kleine
Seelenwanderung
In die schweren Beine.

So irrt Thorheit sich!
Aber, Lina, sprich!
Hoffst du vom Verstande
Mehr Vernunft? — wir sehn
Trug und Wahn und Schande
Sich im Prunkgewande
Eitler Weisheit drehn.

Alles sind Sentenzen,
Was Mirande spricht;

Staatliche Bibliothek Bamberg

Nur durch Geisteslicht
Will die Hohe glänzen.
Ja, sie weiß es nicht,
Bei der Seelenweide,
Daß, vom Geist gedrängt,
Sie mit ihrem Kleide
Schlecht zusammen hängt.
In Systeme bringet
Sie Zusammenhang;
Dieser Reiz verschlinget
Jeden andern Drang.
Kaum ist sie genesen
Von der Zweifelei:
Ob ein höchstes Wesen,
Ob ein Schöpfer sey?
Aber edelmüthig
Räumt sie nun das Seyn
Eines Gottes ein.
Auch ist sie so gütig,
Ihm ihr Herz zu leihn.
Schwärmend in den Hainen
Tiefer Wissenschaft,
Hilft sie meisterhaft

Kant und Rousseau meinen.
Sie hat, hochgelehrt,
Alles Schreibewesen
Ihrer Zeit gelesen,
Und es selbst vermehrt.
Doch mit allen Schätzen,
Die ihr Geist enthält,
Ist sie eine Welt,
Voll von Gegensätzen.
Lehrreich tritt sie auf,
Stellt ein Bild der ächten,
Wahren Ehen auf;
Und ein Bild der schlechten
Zeigt ihr Lebenslauf.
Ihres Geistes Quelle,
Rinnend, wie die Zeit,
Strömet Wasserfälle
Von Gelehrsamkeit;
Und im höchsten Schwunge,
Spricht sie nie sich aus;
Dann gießt ihre Zunge
Eine Sündfluth aus.

Weiber, Weis' und Thoren,
Was sie nur ertappt,
Alles ist verloren,
Ihre Weisheit schnappt
Immerdar nach Ohren.

Höher noch, als sie,
Flattert Ella's Schwinge
Um die großen Dinge
Der Philosophie.
Ella trotzte lange
Der Vergänglichkeit.
Jede Wonnezeit
Naht dem Untergange.
Tief hinein wuchs sie
In die reifen Jahre
Der Philosophie,
Und der grauen Haare.
Nun ist's hohe Zeit,
Gott und Ewigkeit
Muthig wegzuläugnen,
Und dem Zufall nur
Samt der Weltnatur,

Daseyn zuzueignen.
Freilich prophezeiht
Ihr das Lustgetümmel
Ihrer goldnen Zeit,
Leider! keinen Himmel!
Alles raubt der Tod!
Ella's Seelengüte
War das Morgenroth,
Das die Wang' umblühte.
Diese Seel' ist schon
Ihr vorangestorben;
Die Verehrer flohn,
Welche sie erworben.
Nun ist frecher Spott
Einzig ihr Begleiter;
Und sie läugnet Gott,
Tugend und so weiter.
„Wie hat Mali doch" —
Spricht sie — „sich verspätet,
Daß sie immer noch
Fromm ist, glaubt und betet!"
Doch verstummt ihr Spott,
Wenn die Uhus heulen;

Ella glaubt an Eulen,
Nur an keinen Gott!

Stolz ist Meliuse,
Die von ihrer Muse
So besessen ist,
Daß, im Lorbeerschatten,
Sie des armen Gatten
Freilich oft vergißt.
Er und seine Gäste
Fühlen nur zu gut,
Daß die Dichtergluth
Keine Lerche röste.
Seine Dichterin
Labt ihn mit Gerichten,
Gleich den Sinngedichten,
Ohne Salz und Sinn.
Hoch im Grün der Bäume
Thront ihr Musenhain:
Droben fängt sie Reime,
Wie Insekten, ein.
Schöne Reim' umgeben,
Was sie fühlt und träumt;

Nur ist noch ihr Leben
Etwas schlecht gereimt;
Doch zu dieser Wonne
Beut vielleicht fortan,
Wie zur lieben Sonne,
Noch ein Reim sich an.
Ihre zarte Zofe
Kost indeß allein
In dem Lindenhofe
Mit dem Mondenschein;
Und die Spinnen treiben,
Sehr poetischfrei,
An den Fensterscheiben
Ihre Weberei.
Ihre Phillis keimte
Zeitig zum Genie,
Wild, wie ungereimte,
Freie Poesie.

Olga liebt die Musen;
Doch, in höherm Licht,
Thront in ihrem Busen
Eine süße Pflicht.

Den drei Charitinnen
Ihrer Zärtlichkeit
Hat sie all ihr Sinnen,
All ihr Thun geweiht. —
Nicht der Eitelkeit
Hat sie aufgespeichert,
Was der Haufe preist;
Nein! geschmückt, bereichert
Hat sie ihren Geist,
Daß er in die Pflege
Ihrer kleinen Welt
Alle Kenntniß lege,
Die das Herz erhellt.
Manche schöne Blüte
Trug ihr manches Land;
Der bescheidnen Güte
Fällt die fremde Blüte
Prunklos aus der Hand.

Zu berühmtern Scenen
Ruft ein innres Wort,
Ein gewaltig Sehnen
Jenny's Seele fort.

Sie weiß Herrn und Damen,
Wie sie gehn und stehn,
Treffend nachzuahmen:
Das muß Frankreich sehn.
Soll sie diese Gaben
Nur für Freunde haben?
Länger nicht geweilt!
Sie gehört auch Andern;
Sie muß fort, sie eilt,
Durch die Welt zu wandern.
Wie von Thor zu Thor,
Werden ihre Reisen
Einst von Ohr zu Ohr
Immer wieder reisen.
Voll ist Jenny's Geist;
Schlüpfrige Geschichten
Hat er zu berichten,
Die ein Jeder preist,
Als ob sie vom Geist
Eingegeben wären:
Die muß Frankreich hören.
Jenny eilt, sie reist.
Daß ein Fürst sie küßte,

Sie als Ninon pries,
Wenn's die Welt doch wüßte!
Sie muß nach Paris.
Aus dem höhern Schimmer
Stieg sie zwar herab;
Und ihr Mond nimmt immer
Mehr und mehr schon ab.
Eine junge Schöne
Wirbt sie schlau sich an;
Reizend lockt Helene
Junge Kenner an.
Welche Jenny dann
Leicht, mit den Gespinnsten
Ihrer List, umwebt,
Und, mit Geisteskünsten
Zu bezaubern, strebt.
Mit geschmückter Miene
Tritt sie auf die Bühne
Einer größern Welt;
Sammelt junge Männer
Um sich her, und Kenner;
Und ihr Kreis gefällt.
Doch die Blicke fliegen

Zu Helenens Sitz.
Volle Wangen siegen
Ueber magern Witz.
„Ha! das muß empören!“
Spricht sie — „dieß Geschlecht
Soll mich nicht mehr hören!
Und das ist schon recht!
Schande, daß Helene
Mir den Sieg entreißt!
Eine stumme Schöne,
Sonder Witz und Geist!
In den bessern Zeiten
Galt noch der Verstand:
Jetzt — o Eitelkeiten! —
Eine weiße Hand!
Dieses Weltverderben,
Woher kam es doch?
Ja, die Welt muß noch
An der Dummheit sterben!“
Edda sorgt dafür,
Daß sie nicht so sterbe;
Kein geringes Erbe
Weihte Edda ihr.

Seht! vom Geist getrieben,
Hat sie, wohl gelehrt,
Ihr ein Buch geschrieben,
Das die Zeitung ehrt.
Wie nun, im Bezirke
Von Europens Gaun,
Ihre Weisheit wirke,
Muß sie selber schaun.
Viel zu eng' umkreiset
Sie das Schreibgemach:
Darum Edda reiset
Ihrem Buche nach.
Voller Phantasieen,
Macht sie froh sich auf,
Sucht die Weisen auf,
So die Welt erziehen.
Kennt ihr Edda's Licht?
Wie? das kennt ihr nicht?
O ihr Welterzieher!
Welch ein böser Fluch
Ruht auf dem Besuch,
Daß sie immer früher
Ankommt, als ihr Buch!

Solche Wünsche haften
Nicht an Mela's Geist;
Ihre Seele reist
Durch die Wissenschaften,
Daß sie vor der Welt
Etwas Ruf erschwinge;
Und gewiß enthält
Viel gelehrte Dinge —
Wenigstens ihr Haus.
Büffon und Linneen
Sprechen die Museen
Ihrer Zimmer aus.
Unter großen Todten
Wandelt Mela dort,
Wie ein kleines Wort
Unter großen Noten.
Um mit Wissenschaft
Uns zu überschimmern,
Lebt sie, kennerhaft,
In gelehrten Trümmern.
Keine Stell' ist leer;
Immer häuft sie mehr
Dürre Pflanzenblätter.

Wie mit einem Heer
Starrer Liebesgötter,
Prangt ihr Musensaal
Mit den Schmetterlingen,
Die im Wiesenthal
Ihre Hände singen.
Scharfsinn und Natur
Ehret Mela nur.
Mit den Künsten hauset
Ihre Kennerschaft;
Und ihr Scharfsinn schmauset
Mit der Wissenschaft.
Ihre Kunstkritiken
Sprechen meisterhaft
Von der Götterschaft
Siegender Antiken.
Neuern Werken fehlt,
Wie das oft ihr Tadel
Wortreich uns erzählt,
Jener Sinnesadel,
Der die Griechen hob:
Mela weiß, daß Tadel
Besser trifft, als Lob.

Manche tiefe Kunde
Sammelte sie, fein
Und geübt, vom Munde
Fremder Weisheit ein.
Mela, mit dem Schein,
Alles zu ermessen,
Was sie nicht ermißt,
Lernet und vergißt,
Bis sie im Vergessen
Virtuosin ist.

Ida konnt' indessen,
Bei dem Spiel mit sich,
Weiter nichts vergessen,
Als ihr innres Ich.
Ida war zufrieden,
Jung und schön zu seyn;
Reiz und Jugend schieden;
Und sie steht allein.
Putz hat sie erlesen,
Süß die Zeit verträumt,
Und das Bücherwesen
Ganz und gar versäumt.

Doch die Mode, leider!
Hat's herbei geführt,
Daß man, wie sonst Kleider,
Bücher recensirt.
Ida liest Journale,
Fühlt mit einem Male,
Daß sie etwas weiß.
So, voll Selbstvertrauen,
Tritt sie in den Kreis
Wohlbeles'ner Frauen,
Spricht mit klugem Blick,
Und gelehrtem Wesen:
„Werthers Mißgeschick
Hab' auch ich gelesen;
Und, fürwahr! man muß
Ihm die Lotte gönnen;
Aber mit dem Schuß
Hätt' er warten können."

Dieser Erd' entrückt,
Waltet dort ein Leben,
Das auf Ida's Streben
Mit Verachtung blickt.

In des Himmels Fernen,
Der Vergöttrung nah',
Unter ihren Sternen
Thront Idalia.
Darf ihr Gatte klagen,
Daß der Genius,
Bis züm Uranus,
Sie empor getragen?
Ihr Beruf ist dort!
Soll sie ihre Gaben
In ein Haus begraben?
Nein, ihr Geist muß fort!
Jupiters Trabanten
Ziehn die Forscherin
Durch die unbekannten,
Neuen Welten hin.
Um die großen Dramen
Schweift ihr Geistesblick;
Einen Kopf, voll Namen,
Bringt sie uns zurück.
Allen Sonnenflecken
Kam sie auf die Spur;
Ihre eignen nur

Läßt sie uns entdecken,
Die wir niedrig stehn,
Und vom Erdenthale
Hoch empor zum Strahle
Dieser Heldin sehn.
Schaust du in ihr Zimmer:
Alles liegt, was immer
Liegen kann und mag;
Ja, das ganze Zimmer
Ist voll Weltentrümmer,
Wie ein jüngster Tag.
Hier zerfallne Globen;
Finster blickt dort oben
In das Erdenthal
Eine Sonn' im Staube,
Und an ihrem Strahl
Hängt die Morgenhaube.
Alles liegt verwirrt,
Wie verrückte Sinne,
Wo dann ihre Minne,
Wie ein Irrstern, irrt.
Cora läßt die Globen
Und die Welt dort oben

Ungestört und frei
All' ihr Wesen treiben;
Ihre Wünsche bleiben
Dieser Erde treu.
Ihre Himmelsferne
Zieht am Thron hinauf;
Cora sucht die Sterne
Nur im Vorsaal auf.
In die Kabinetter,
In die Zänkerein
Unsrer Erdengötter
Dringt ihr Blick hinein.
Kleiner, oder größer
Sey das Fürstenhaus:
Alle forscht sie aus;
Alle kennt sie besser,
Als ihr eignes Haus.
Sie umschauet lüstern
Den besternten Mann;
Selig ist sie dann,
Wenn sie mit Ministern
Und Gesandten flüstern,
Oder streiten kann.

Große Plane reifen;
In das Länderspiel
Mit hinein zu greifen,
Ist ihr höchstes Ziel.
Kost' es, was es wolle:
Einer großen Rolle
Will sich Cora weihn;
Und die Jugendblüte
Ihrer Hypolite
Muß das Opfer seyn. —
Cora, sieh! ein Engel,
Rein und schön, wie Licht,
Blickt aus dem Gesicht!
Brich vom zarten Stengel
Diese Lilje nicht! —
Aber nein! es gelte!
Die Verbrecherin
Wirft die Tochter hin,
Weiht mit grauser Kälte
Sie zur Buhlerin!
Reizend, zum Entzücken,
Wird sie ausgeziert,
Und des Fürsten Blicken

Listig zugeführt.
Hypolit' erscheinet
In der Opferpracht;
Ihre Wange lacht,
Und die Seele weinet.
Hypolite nährt
Süße Morgenträume;
Aber ach! im Keime
Werden sie zerstört.
Mit umwölkten Mienen,
Wirft sie einen Blick
Rührend nach Alzinen,
Den sie liebt, zurück.
Ihren Reiz erhöhte
Dieser stille Schmerz.
Warm, wie Morgenröthe,
Traf ihr Strahl das Herz,
Das sie fesseln sollte.
Die Bewunderung,
Die der Fürst ihr zollte,
Ward zur Huldigung.
Sie durchschwebt, wie leichte,
Linde Luft, den Schwarm;

Und beim Weggehn reichte
Ihr der Fürst den Arm,
Nur zu ihr gewendet,
Nur von ihr gerührt — —
Kurz, das Opfer endet;
Cora triumphirt!
Hoffnungsvoll betrachtet
Sie den Opferheerd;
Tief ist sie verachtet,
Aber hochgeehrt.

Weg aus dieser Sphäre!
Wende deinen Blick
Zürnend weg! und kehre
Zu dir selbst zurück!
Einen Mädchenschleier
Webt die Sittsamkeit
Um die höchste Feier
Deiner goldnen Zeit.
Dein Gefühl sey Zeuge!
In dem süßen Wehn
Deiner Myrtenzweige
Wird ein Engel gehn.

Mögst du nie verscherzen
Deinen beßren Theil!
O, in Frauenherzen
Liegt ein großes Heil!
Jede süße Rose
Fiel aus Gottes Hand,
Als ein Unterpfand
Sanfter Erdenloose,
In des Weibes Hand.
Aber nicht vergebens
Steht, verhüllt und klug,
An der Thür des Lebens
Horchend der Betrug.
Seine böse Stille
Horcht auf unser Herz,
Schmeichelt jeder Grille,
Und verführt zum Schmerz.
Unter mancher Wendung
Lockt er schlau uns an;
Bei der Selbstverblendung
Fängt er uns: und dann
Baun wir nicht geringen
Stolz auf manchen Werth,

Der doch bloß den Dingen
Außer uns gehört.
Lina, dunkle Hände
Deden deinen Pfad,
Wenn die Sonnenwende
Deiner Tage naht.
Weis' und Thoren zahlen
Ihren Glanz zurück
An ein kurzes Glück,
Das, mit seinen Strahlen,
Höchstens bis zum Hain
Der Cypresse leitet.
Durch den Hain begleitet
Uns das Herz allein.
Deinen Blicken schwebe
Holdys Unschuld vor;
Und Melida hebe
Einst dein Herz empor!

Ihrem sanften Bilde
Füg' Idolen zu!
Thätigkeit und Ruh',
Kraft und weiche Milde,

Lina, findest du
In Idolens Bilde,
Gleich dem Farbenspiel
Einer schönen Blume,
Die, am höhern Ziel,
Aus dem Heiligthume
Gottes niederfiel.
Tritt aus deiner Ferne!
Schau in dieß Gesicht! —
Wie das sanfte Licht
Schöner Abendsterne,
Leuchtet jede Spur
Ihrer innern Klarheit;
All' ihr Thun ist Wahrheit,
Wahr, wie die Natur.
Wer in diese blauen
Pallas-Augen schaut,
Der sieht Himmelsauen,
Glänzend überthaut.
Liebeselig waltet
Dort Urania,
Himmlischer gestaltet,
Als sie Platon sah.

Um ihr Seyn und Streben
Schwebet Phantasie,
Wie ein sanftes Leben,
Wie die Melodie
Einer Philomele
Im Orangenhain,
Denn in ihre Seele
Zogen Engel ein.
Engel: Huld und Liebe,
Führten einer Ruh'
Die versöhnten Triebe
Ihres Herzens zu.
Doch ihr Geist ist helle,
Klare Silberfluth;
Oben spielt die Welle,
Selig aber ruht,
Tief im Schooß der Fülle,
Seelenvolle Stille,
Fest, wie Göttermuth.
Alles ist Erhebung,
Ist ein Himmelsflug,
Welcher, mit Ergebung,
Harte Tage trug.

Alles führt den Stempel
Tiefer Innigkeit.
Liebe, die zum Tempel
Ihre Seele weiht,
Hat aus Aganippen
Manchen süßen Laut
Auf Idolens Lippen
Duftig hingethaut.
Hat sie eine Feindin:
Wer kann so verzeihn?
Und wie kann sie Freundin
Ihrer Freunde seyn!
Gegen sich nur strenge,
Deckt ihr Ton der Ruh'
Sanft, wie Friedensklänge,
Fremde Fehle zu.
Aber Strahlen glänzen,
Wie Verklärungslicht,
Um ihr Huldgesicht,
Wenn an fremden Kränzen
Ihre Freude flicht.
Und woher der Adel,
Der so hoch sie ehrt? —

Weil sie gern den Tadel,
Scheu den Beifall hört.
All' die sanfte Stille
Dieser Seelenfülle
Flößt sie, zart und rein,
Jungen Seelen ein.
Welche Kronen wollen
Wir Idolen weihn?
Ros' und Epheu sollen
Ihr geheiligt seyn! —

Laß die Danaiden,
Wo der Zeitstrom fleußt,
Sich umsonst ermüden!
In Idolens Frieden
Spricht ein stiller Geist
Die geweihten Worte:
„Lebenswahrheit steht,
Wenn der Trug verweht;
Wahrheit ist die Pforte,
Die zum Himmel geht."

Pantilius.

Sit mihi fas inaudita loqui.

Virg.

Pantilius war ein verwegener Schwätzer;
Und war sein Geschwätz auch dürftig und schaal:
So glückt es ihm dennoch nicht selten ein Mal,
Zu vernichten, gleich einem Lohnübersetzer,
Den Geist im erhabensten Original.
Wie ein Räuber im Schatten der nächtlichen Höhle,
War tief in ihm heimlich die Arglist versteckt;
Es ging an seiner verworfenen Seele
Nichts Reines vorüber: es wurde befleckt.
Er konnt' es dem Edelsinn nimmer vergeben,
Wenn dieser sein Haupt, voll Bewußtseyn, erhob;
Und war ihm zu heilig ein leuchtendes Leben:
So warf er danach ein vergiftetes Lob.
Wer die Schleichwege weiß, der braucht nicht zu laufen;
Er kannte die Karten der genußreichen Welt,

Er kannte die Menschen, er kannte das Geld,
Womit sie den Zauber des Lebens verkaufen;
Eine große, lebendige Lüge war er,
Er prunkte mit lügenden Titeln einher.
Doch weil einmal alles zu Ende muß eilen:
So riß seinen Faden die Parze entzwei.
Da strömten Megären und Höfling' herbei,
In seine Künste sich ab intestato zu theilen.
Er stürzte von der Schwelle des Lebens hinab,
Mit grausender Verwünschung auf bebender Lippe;
Ein wüstes, verworrenes Dornengestrippe
Bezeichnet, umwuchernd, noch heute sein Grab.
In den Zustand, welcher das Leben vernichtet,
In das Nichtseyn glaubt' er einst überzugehn,
Uns aber hat besser die Mus' unterrichtet:
„Vernimm," — so sprach sie — „du sterbliches Ohr!
Was ich dir, die Muse, verkünde:
Die Gestorbenen gehn aus den Gräbern hervor,
Der Sünder mit dem Leibe der Sünde;
Doch mögen sich nicht zu gleicher Frist
Die Glieder des Todten bewegen.
Ein Glied — nach dem Maaß es empfänglicher ist —
Wird früher, als ein andres, sich regen. —

Zu der Gruft des Frevlers Pantilius drang
Die Stimme des Richters hernieder,
Daß die Stille des eisernen Schlafes erklang.
Es zuckten schon einzelne Glieder:
Da löst sich allmählig das starre Band;
Es dehnt sich schon leise die Lunge;
Doch war es die rüstige Zunge,
Die vor allen Gliedern zuerst auferstand;
Und geifernd durchwühlt sie nicht lange
Beim Dornengebüsche den faulichten Sand,
Bis verächtlich der Stab in Merkurius Hand
Hinab sie schleudert an den stygischen Strand,
In Gestalt einer häßlichen Schlange.
Da fiel sie dann nieder in das Nachtgebüsch,
Begrüßt von den sumpfichten Schwestern,
Und vollends verwandelt in grauses Gezisch
Wird dort ihre Gabe, zu lästern.
Sie begeifert, wie immer, auch jetzo noch
Die bessern Naturen so giftig und böse,
Daß selber vor ihrem verruchten Getöse
Die schlimmste der Schlangen sich furchtsam verkroch. —

Pantilius war nun der Starrheit entbunden,
Aus welcher Merkur die Verstorbenen zieht;

Er hatte seine Glieder zusammen gefunden,
Bis auf die Zunge, die war ihm verschwunden;
Wir wissen, sie harret am schwarzen Cozyt.
So, sprachlos, nahet er sich dem Höllenfluß zagend und zitternd;
Er schauet forschend und furchtsam empor;
Die Zung', ihren kommenden Herrn schon witternd,
Die fährt aus dem Pfuhle des Sumpfes hervor.
Er aber, bald ahnend die schlimme Verwandtschaft,
Er läugnet — da, leider! das Sprachglied ihm fehlt —
Abwehrend durch Zeichen, die alte Bekanntschaft,
Als hätt' auf der Erde mit ihr kein Band ihn jemals vermählt.
Er preßt ein wortlos Geschrei aus der Lunge,
Und flieht durch die Schimmer der stygischen Nacht;
Die Schlange verfolgt ihn und zischt: „Verräther, ich bin deine Zunge!"—
Ein lächerlich Schauspiel! und Charon selbst lacht.
„Hier ist nicht der Ort, sich im Kampfe zu üben!"
Ruft Charon, und treibt sie nun Beid' in den Kahn —
„Die Richter des Streites, die wohnen da drüben!"

Keins durft' in der Barke dem Andern sich nahn.
An dem einen End' in dem schwarzen Kahn
Zischt heimlich die Zung' — und dort gegen über
Schießt Blicke des Grolles Pantilius;
So kamen sie über den grausigen Fluß,
Zu dem Ufer ohne Rückkehr hinüber.
Da sitzen drei Richter am heiligen Ort,
Zum Richtplatz der Menschen erlesen.
Die Zunge beginnt: „Der Pantilius dort —
Ich bin auf der Welt seine Zunge gewesen —
Der arge Verräther verläugnet mich jetzt!
Und dazu treibt ihn sein böses Gewissen!
Durch mich hat er oftmal die Unschuld zerrissen,
Und manchen ehrwürdigen Namen verletzt;
Ja, hätte das Schicksal ihn höher gesetzt,
Und hätt' er im Großen gefrevelt, und ganze Völker betrogen:
Wie ein Zeitungsblatt, hätt' ich dann sicherlich
Ihn frech zu Pantilen dem Großen gelogen.
Für das Alles zum Lohne, verläugnet er mich!"
Die Richter blieben ernst, und sprachen feierlich:
„Wie mag der Lügende keck der Unterwelt Götter bethören!

Weil Keinem der Schatten die Zunge fehlt:
So muß sie unstreitig wohl ihm angehören.
Sie werde fortan mit ihm wieder vermählt!"
Pantilius fühlt sich grausam beleidigt;
Er eröffnet den Richtern den triftigsten Grund,
Warum der Beklagte sich gar nicht vertheidigt,
Das heißt: er öffnete nichts, als den Mund.
Das Richturtheil wird aufgeschoben,
Und ihm, dem Stummen, wird in den Mund,
Statt der Zunge, die Scheere der Parze geschroben,
Drauf giebt er, wie folget, sein Gegenwort kund:
„Dort geifert die schändlichste schändlicher Zungen!
Sie hat, gleich einem vergifteten Pfeil,
Die Unschuld gemordet, zerstöret manch Heil:
Und darum, vor allen Verwandelungen,
Ward ihr die verdienteste sicher zu Theil!
Sie hat die listigste Arglist betrogen,
Zur Lüge die heiligste Wahrheit gelogen,
Und immer gethan, was sich nimmer gebührt;
Mich hat sie zu Frevel und Unthat verführt!
Wenn, heilige Richter, mein Flehen euch rührt:
Ueberlaßt sie dem gräßlichen Schlangenhaufen!
Ach, immer und immer übereilte sie mich,

Ist stets dem Gedanken zuvor gelaufen,
Sie war am Cozythus selbst früher, als ich!"

Die Richter, ernst und richterlich,
Die sprachen: „Ihr seyd, wie ihr selber bekennet,
Seyd Beid' ein verworfnes, verruchtes Geschlecht!
Eure Ehe sey hiemit auf immer getrennet!
So erkennen wir Richter! das ist euer Recht!"
Pantilius mußte zur Hölle nun scheiden;
Die Parzenscheere blieb sein, und sie bestimmte sein Amt —
Mit der doppelten Zunge auf ewig verdammt,
Dem Unverdienst Würden und Ehr' abzuschneiden.
Mit seinen Titeln begann er sein Amt.
Der Parze war freilich ihr Werkzeug entführet;
Doch ward schon mancher Raum des Lebens ohne sie leer!
Seitdem auf der Erde die Tollheit regieret,
Bedarf's keiner schneidenden Atropos mehr.

Pantil im Orkus war ganz in seinen Elementen:
Von Fürsten-Belehnungen, Grafen-Patenten,
Von Zeichen der Ehre, die selbst von ehrlosen Busen sich trennten,

Von Titeln der Buben, so schändlich, wie er,
Zerflogen in der Hölle die Fetzen umher.

Auch die Zunge bekam eine würdige Stelle.
Ihr wurde beschieden das trostlose Amt,
Zu kriechen an des Himmels erleuchteter Schwelle;
Zum Schlangenleib ward sie auf immer verdammt,
Verdammt, sich schweigend nieder zu strecken
Bei jedem vorüberschwebenden Kranz,
Den Staub von den Füßen der Edlen zu lecken,
Und ewig zu vergehen am fremden Glanz.

Die modernen Sybariten.

Du Freund des Mahls, von dem die Grazien
nicht scheiden,
Und wo die lieblichste den weißen Schleier nimmt,
Um schön damit die Freude zu bekleiden,
Wenn sie den Ton des Festes stimmt;
Ja, Freund, bei deinem frohen Mahle,
Wo sich kein wilder Rausch der heitern Flasch'
entstürzt,
Und wo der Genius die blinkenden Pokale
Mit Liedern und mit Scherzen würzt:
Bei diesem Liedermahl beschwör' ich dich: o sage!
Sag', ob das Daseyn Leben heißt,
Das sich, durch eitle Prunkgelage,
Wie Wasserfluth durch Klippen, reißt?
Was werden die verschwelgten Tage
Der Stunde sagen, die das Blut beeist?
Wie werden sie versöhnen ihren Geist,
Wenn er, vom langen Prunkgelage,
Die Lustgenossen aufstehn heißt?

In meinem frohsten Herzensschlage,
Da regt sich noch ein leiser Ton
Der seelenvollen Liedertage,
Die dort im heitern Leben uns entflohn,
Im Leben deiner Tafelrunde,
Das dem Erinnrungsblick sich nicht verhüllen darf;
Das jedem Bienenflug der Sommerabendstunde
Die Honigblum' entgegen warf,
Und das dem schönsten ihrer Flüge
In's Blumenland der Phantasie
So leichte, schöne Flügel lieh,
Daß sie wohl gern ein Engel trüge,
Um sanft mit Himmelsluft Mathilden anzuwehn.
O, jene Stunde wird mir nimmer untergehn!
Wie eine steigende Aurore,
Wird oft ihr helles Bild durch meine Tage ziehn,
Und selbst vor jener letzten Hore,
Die aus Cypressen tritt, nicht fliehn. —
Doch willst du sehn, wie sich die Schwelger
überbieten:
So folge mir mit deinem Blick
Zum Wettkampf unsrer Sybariten!
Auf's Wort! wir kehren bald zurück.

Der Grieche — nicht, wie wir, begabt mit Almanachen
Der Leckerei — verglich das Leben einem Schmaus;
Wir drücken das viel stärker aus,
Viel treffender, als er: wir machen
Das Leben selbst zu einem Schmaus.
In diesem Geiste wird dem Volk in unsern Tagen
Der Weg, der zum Verstande geht,
So ganz und gar versperrt, indeß der Weg zum Magen
Ihm desto breiter offen steht.
Mit wüstem Kopf und seichtem Herzen
Schmaust sich ein Abend hin, der sich von selber kürzt;
Schmeckt nicht ein gutes Mahl bei matten, platten Scherzen
So gut, als hätt' es selbst der Genius gewürzt?
Was Genius in unsern hellen Tagen,
Wo man, wie der Effendi, glaubt,
Nur gute Schultern braucht, ein Amt und ihn zu tragen,
Der seinem Lastmann nur so viel von Zeit erlaubt,

Als Noth thut zum Betrieb der Hungerquellen,
Die der Effendi Steuerquellen nennt! —
Veröden mögen nun die heilgen Tempelstellen,
Wo dir, o Menschheit, dir! ein Opferaltar brennt!
Hinweg mit Herders Geist — Trotz der Ideenstärke!
Was nützet ein geweihtes Wort?
Weit kräftiger hilft dem Verdauungswerke
Ein Anekdotenbüchlein fort.
Herab, du Mensch, aus deiner höhern Sphäre!
Dein Götterideal zerrinnt!
Der Leib — der ist ein Gott, und volle Tafeln sind
Die ihm geheiligten Altäre!
Schon lebt der Mensch, im Drang nach Lust und Zeitvertreib,
Ein wenig mit dem Geist, im Ganzen für den Leib!
Auch thut im Schwelgerstolz, wenn uns nicht alles trüget,
Ein weites Ehrenfeld sich auf:
Ein Mann von sechszehn Schüsseln wieget
Wohl einen Mann von sechszehn Ahnen auf.
Wohin du schaust in unsern deutschen Kreisen:
Du siehst das Land, wo man die Tage schwelgend kürzt,

Auf einem Rheinweinfall sich in den Magen stürzt,
Wo man das Leben nur mit Schmäusen,
Die Schmäuse nicht mit Leben würzt.
  Apicius hat achtzig Jahr verschlungen;
Die Kochkunst nährte seinen Lebenstraum;
Ihr weiht' er seine Huldigungen,
Und seinen Gottesdienst dem Gaum,
Wohl hatt' er einen Schatz von Kenntniß aufzuweisen;
Zwar er durchreiste nicht die fernen Länder, nein,
Er ließ, in ihren Leckerein,
Durch sich hindurch die Länder reisen:
Ein gutes Stück der Barbarei,
Amerika, und die Molucken,
Und China, Hindostan zog er herbei,
Auch Japan, um es zu verschlucken;
Und endlich schluckt' ihn selbst ein kleiner Hügel ein!
Da braucht ihm nun der Hinterbliebne
Zum Lebenslauf kein Blatt im Nekrolog zu weihn;
Er lebte sich in eine längst geschriebne
Biographie getreu hinein;
Denn willst du seine Thaten lesen:
So lies sein Kochbuch durch! da hat sein Geist gehaust;

Nach dieser Charte hat er seine Welt durchschmaust,
Und seine Zung' ist ganz Weltbürgerin gewesen.
So wie das Volk in Rom nach Brod und Spie-
len, schreit
Nach Reiz und nach Genuß das Streben unsrer Zeit.
Die Männer selbst im hohen Rathe,
Die Hüll' und Fülle wohl umfängt,
Sie hangen fest an ihrem theuren Staate
So wie die Auszehrung an einem Körper hängt.
Da sitzen sie in ihren weichen Sesseln,
Von keiner Noth des Landes stark bewegt,
Selbst wohlbehaust und wohlgepflegt,
Und ahnen nicht, daß dies' und jene Landschaft
Nesseln,
Anstatt der edlern Früchte, trägt.
Ist nun des Rathes Haupt, wie bei dem Krebs,
ein Magen:
So bricht es freilich keine Bahn
Zur bessern Zukunft, zu den Tagen,
Die sich dem höhern Ziele nahn!
Mit wenig Seele wird, im Leben
Der großen Welt und ihrem Streben,
Wenn auch nicht viel gethan, doch vieles abgethan.

Blick' auf die Sammlung Landesstände,
Die, für das Wohl des Landes, Fest an Fest,
Wie Perlen, reihet, und am Ende
Von selbst die Dinge gehn und stehn und fallen läßt!
  Der hohe Rath gleicht einem Kreis von Göttern;
Der ihn regiert, zeigt seine Breite dort,
Wie zwischen kleiner Schrift ein ausgedehntes Wort,
Gedruckt mit etwas großen Lettern.
Da seht! schon deutet es den Schluß
Der hohen Sitzung an; die Stund' ist auf dem Schlage;
Er unterschreibt geschwind nur eine Landesplage,
Die man ihm vorlegt, noch, weil er zum Prunkgelage
Des reichsten Prassers eilen muß.
Und nun zerstreun sich auch die andern Magen,
Wie Blätter eines Buchs, das, von der Zeit verwaist,
Nun eine Krämerhand zerreißt,
Um etwas Nährstoff drein zu schlagen.
  Welch Kutschgeräusch! mein Fenster klirrt!
Das Straßenpflaster funkt, wie lauter Feueressen:
Der Wuchrer Bombyx giebt ein mächtig großes Essen;
Das Mahl ist körperreich und prächtig, wie der Wirth.

Aus allen weiten Schöpfungsreichen,
Aus Wäldern, Meeren, Flüssen, Teichen
Reißt solch ein Schmaus die Thiere fort;
Und nun besetzt den Tisch ein allgemeiner Mord
Mit einer todten Welt im Kleinen:
Da muß sich Feindliches mit Feindlichem vereinen;
Was nimmer sich beisammen sah,
Bringt hier die Leckerei zusammen:
Der Indus, und Amerika,
Des Nordes Eis, und Südens Flammen.
Und welch ein Prunk! — hier laß uns weilen!
Den Tisch umblüht ein schöner Frauenkranz,
Und Männer, die, im Ehrenglanz,
Als ihre eignen Ehrensäulen
Zum Prachtmahl erst das Prachtmahl weihn,
Und Diamanten groß und klein,
Die sich, wie Sterngebild', umkreisen;
Geschöpf' in schimmernden Gehäusen,
Die du nicht bunter mahlen kannst,
So steif, wie auf dem Tisch, sind um den Tisch gepflanzt,
Der einem Beete gleicht im bunten Scherbenrahmen.
Man labt an Schätzen sich, die Plutus aufgehäuft,

Und bringet Schätze mit, nach denen Fama greift,
Man nagt an Schnepfen hier, und dort an guten
Namen:
So ist beseelt genug der körperreiche Tisch;
Ist das Geschwätz auch faul, sind nur die Austern
frisch.

Hoch rühmt die Stadt das Haupt der neuen
Sybariten.
Den Mann umgiebt ein stetes Freudenfest;
Und kriechend naht sich ihm die Schaar der Parasiten,
Wie Schwärme gieriger Termiten,
Die er verachten darf, weil er sie füttern läßt.
Eins ist, das mehr verdreußt, als alle Schmach
der Erde,
Das ist der Parasit, der, wenn er Weinduft riecht,
Demüthiglich um stolze Prasser kriecht.
O, Der ist werth, daß er getreten werde,
Der Schwelgern sich zu Füßen wirft,
Und gern in Chierwein die Schmach hinunter schlürft!

Ein zweiter Prasser sucht dem ersten nachzu=
streben.
Solch Treiben nennt der Wahn ein großes Leben;

Und das erhabne Vorbild zieht.
Kein Wink, kein leises Drohn der Zukunft darf ihn hindern,
Er muß, um groß zu seyn, durchaus sich kleiner plündern.
Beraubt ist schon sein häusliches Gebiet,
Ist innen hohl, jedoch es blendet;
Fort reißt die Thorheit ihn, sein Will' ist nicht mehr frei;
Doch ist das Heiligthum, sein Amt, noch nicht geschändet;
Auch diesen Altar stürzt der Ruhm der Schwelgerei!
Sie weiß mit ihren Zauberklängen
Sich in den dunklern Ernst des Lebens einzudrängen,
Wie schrecklich finster sein Gebiet auch sey.

Da sieh den Feldherrn ziehn! es schreit ein ganzer Wagen
Voll Opferthiere für den Magen,
Dem Manne nach, den wir gerüstet sehn,
In's Feld der grausen Schlacht zu gehn.
Im Felde schlachtet e r, im Zelt wird i h m geschlachtet.

Sprecht, ob es nicht das Aug' umnachtet,
Wenn wir ein üppig Mahl den Krieger halten sehn,
Dort in der Nachbarschaft gefallner Schlachtgenossen,
In jener Luft, in der die letzten Seufzer wehn,
Von Lippen, die sich dort auf ewig schlossen?
Ach! dringt kein Athemzug von jener schweren Luft
Hinein zu seines Mahles Duft?

O! wenden wir den Blick von diesem finstern Bilde!
Dort zieht ein heitres Völkchen durch die Flur,
Begrüßend mit Gesang das blühende Gefilde:
„Süße, heilige Natur,
Laß uns gehn auf deiner Spur!"
Die Freunde der Natur gehn freilich nicht zum Fasten
Im grünen Hain, am klaren Bach:
Und darum folgen ihnen Lasten
Von fetten Tafelfreuden nach.
Der Wald empfängt sie! „O, wie heilig" —
Ruft jede Stimm', „ist hier der Raum in diesem Hain!

Die Speisen her!" — Belastet wird nun eilig
Ein schlechter Tisch mit gutem Wein
Und fetter Kost. Man sitzt, und ladet reichlich
ein,
Bloß um die Langeweile zu vertreiben
Vom süßen Zauber der Natur!
Die mag indeß in Wald und Flur,
So gut sie kann, ihr Wesen treiben!
Belauscht wird sie von ihren Freunden nicht;
Doch eine holde Stimme spricht:
„Die Lerch' ist in der That ein liebliches Gefieder,
Wenn ihr Gesang ertönt! Die Dichter haben
Recht!
Nur schmecken die gebratnen Lieder
Der kleinen Brust doch auch nicht schlecht!" —
Man schmaust die Stunden hin, und endlich fodert
dringend
Die Nacht zum Rückzug auf. Man geht und
wandert singend:
„Süße, heilige Natur,
Laß uns gehn auf deiner Spur!"

An meinen Stiefelknecht.
1810.

Ein Kaiser war's, der so den Menschensinn verlachte,
Daß er sein Pferd zum Ritter schlug,
Und dann den Gaul zum Konsul machte,
Der ihn und seine Tollheit trug.
Ein Andrer machte sich den Fürstenspaß, und sandte
Einst seinen Stiefel in den Reichssenat,
Worin er ihn zum Haupt ernannte.
Der hochgeborne Stiefel trat —
Man hätt' ihn freilich gern verbeten —
In seiner Hoheit auf, jedoch auch stumm und dumm;
Und setzte nun ein ganzes Heer von Räthen
Zu lauter Stiefelknechten um;
Doch blieben sie dabei ehrwürdige Gestalten;
Der Staat regierte sich, nicht mehr, noch minder schlecht,
Als da, wo andre Knechte walten.

Dieß mahnet mich an dich, mein guter Stiefelknecht.
Daß dich die Welt nicht kennt, das macht dir keine Grille;
Die Welt sieht nur nach Prunk und nach Geräusch sich um;
Du bist bescheiden, wie die Stille,
Und wie am Fürstensitz die Wahrheit, taub und stumm.
Der große Tigellin hat manche deiner Gaben,
Ist knechtisch, so wie du, nur nicht so schlecht und recht,
Wie du, mein guter Stiefelknecht.
Er sollte deine Stummheit haben;
Er schreit so laut und spricht so schlecht!
Du kannst mit ihm dich immer messen;
Doch hat zu lange schon die Muse dich vergessen,
Und seine Schmeichler schrein uns taub.
Für dich wächst nicht das ehrenvolle Laub
Des Lorbeers, dessen sich, nebst ihrem fettern Raub,
Die Helden unsrer Tage freuen.
Du lebst im Staub', und jene machen Staub,
Uns in die Augen ihn zu streuen.
Mein lieber Stiefelknecht, o glaub'! —

Dir darf ich's in die Ohren raunen,
Daß meinen Zorn es oft in Flammen setzt,
Wenn in die Sprache der Posaunen
Die Frechheit ihre Lügen übersetzt.
Ich darf zu dir von Herzen sprechen,
Denn du verräthst mich nicht. — Da draußen in der Welt,
Da steht ein Mann, der steif Gedankenwache hält! —
Verbrechen der Gewalt, wer nennet sie Verbrechen?
Was ein Tyrann gebeut, und was er thut und spricht,
Nennt hocherlauchtet sich! die Wahrheit darf ja nicht,
Auch nicht durch Schweigen widersprechen;
Ihr stiller Blick ist schon ein Strafgericht.
Man haßt die Thorheit nicht, man scheut nur ihren Namen;
Auf unserm Titelmarkte gilt
Der schön verzierte, stolze Rahmen,
Nicht das darein gefaßte Bild.
Die Wahrheit fürchten nur die Kleinen und die Schwachen;
Und welcher Große will gern schwach seyn oder klein?

Es kostet weder Schmach noch Pein,
Wo Niemand lachen darf, sich lächerlich zu machen,
Und wo die Rüge schweigt, der Rüge werth zu seyn.
In solcher Welt, die oft den stillsten Sinn
empöret,
Sey dir es immerhin ganz recht,
Ein Ding zu seyn, mein guter Stiefelknecht,
Ein bloßes Ding, das weder sieht noch höret.
Daß du kein Mensch bist, glaube mir,
Das rettet dich vor manchem Tag des Leides.
Du wärst — denn wer verbürgt alsdann die Un-
schuld dir? —
Vielleicht ein Räuberheld, das ist ein wildes Thier;
Vielleicht ein Narr, vielleicht auch beides,
Wie das — so wunderbar es scheint —
Die neuste Heldenzeit vereint.
Wir sahn bei Haderpfütz auf jenen Blutgefilden,
In frischgeschaffner Wüstenei,
Ein solches Narrenspiel der Grausamkeit sich bilden.
Der hohe Sultan ruft die Heldenschaar herbei.
„Wie soll man," fragt er sie, „die große Schlacht
benennen,
Die sich der Sultan heut gewann?" —

„Wer wird," beginnt ein weiser Mann,
„Wer wird in ihr die Kaiserschlacht verkennen?"
Drauf hebt der Sultan sich von seinem hohen Sitz,
Und spricht: — „Man nenne sie die Schlacht
bei Haderpfütz.
Nach diesem Namen wird die fernste Nachwelt fragen;
Ihn soll in unsrer Kaiserstadt
Die Brücke, die noch keinen Titel hat,
Als Denkmal, als Trophäe, tragen!"
Er sprach's — die Brücke ward nun durch das ganze
Land,
Als hätte sie die Schlacht des Sultans mitgeschlagen,
Die Brücke Haderpfütz genannt.
Und Alle riefen, wie besessen:
„Wer kann an Göttlichkeit mit unserm Herrn sich
messen?"
Und Meister Denon*) schrie: „Groß bist du, wie
die Welt!
Die Welt ist nur zu klein für dich, geprießner Held!
Das schreib' ich in mein Buch, damit wir's nicht
vergessen."

---

*) Siehe Denon's Reise.

Nun hat es Meister Denon breit
In seine Blätter eingetragen.
Da kann es denn die Ewigkeit,
Wenn sie es wissen will, erfragen.
Ein Zweiter rief: „Vernehmt's, Heroen unsrer Zeit!
Ich schwör's bei meines Sultans Waffen:
Sechs tausend Jahre brauchte Gott,
Um solchen Sultan zu erschaffen!" —
Wie das der Sultan nahm? Er nahm es nicht für Spott;
Der Mann beschwor es ja bei seines Sultans Waffen.
Dieß Narrenspiel der Heldenschaft
Ist furchtbar toll und schauderhaft,
Zu schauderhaft zum Spott, zu lächerlich zum Weinen.
Das Blut empört sich kalt und starr!
Der größte Held, der größte Narr,
Wird dir kein Widerspruch mehr scheinen.
Und fändest du es doch vielleicht zu schaudervoll,
Die Mordlust mit der Lust der Narrheit zu vereinen:
So könntest du als Mensch, und etwas minder toll,
Als jener Held, — in stillen Ehren prangen
Mit deinem Knechtessinn; und durch ihn könntest du

Zu Leibespfleg' und Geistesruh'
Und mancher Herrlichkeit gelangen.
Du könntest, träfe dich des Glückes Zauberstab,
Wohl den Gesetzgebungssenat ersteigen,
Der selbst nur ein Gesetz, und auch sich selbst nur gab —
Das ist: vor dem Gebot des Großsultans zu schweigen.
Und würdest du vielleicht zur Mitgenossenschaft
Der Staatsberathung auserkoren:
Du hast — und fehlt es dir an Licht und Geisteskraft —
Du hast, was du bedarfst, hast zwei robuste Ohren.
Wohl würdest du dann groß und breit
In einem Staatskalender stehen;
Jedoch, wenn wir es recht besehen,
Du hättest Würden dann, nur keine Würdigkeit.
Bleib lieber, was du bist! laß Thoren ihren Schein!
Man muß stets groß genug, nie gut genug sich seyn!

Nimm, daß der Sultan sich einmal den Spaß vergönnte,
So wie du gehst und stehst, mein lieber Stiefelknecht,
Dich zu betiteln, wie er könnte:

Was würdest du, bedenk' es recht,
Was würdest du damit erreichen?
Du bliebest, trügst du auch ein helles Ehrenzeichen,
Wie manches Königlein im Purpur, doch ein Knecht!
Entbehre solcher hohen Dinge;
Doch nimm getrost den kleinen Kranz,
Den, sonder allen Prunk und Glanz,
Ich still um deine Ohren schlinge.
Ich feierte durch Schmeichelein
Noch keinen Sultan, keinen Bassen;
Nur dich hätt' ich in Kupfer stechen lassen,
Um dein bescheidnes Bildniß fein
In goldnen Rahmen einzufassen;
Doch, sähst du manchen Kopf in solchem Heiligenschein:
Du stecktest deinen nicht hinein.
Weil nun von oben her, bis zu der tiefsten Tiefe,
Kein Ehrenmahl mehr unentheiligt blieb:
So nimm mit diesem schlichten Briefe,
Mein lieber Stiefelknecht, vorlieb!

A p o l o g i e.

A n L.

Von dieser Ebb' und Fluth geliebter Albernheiten
Soll ich den Blick nach bessern Seiten,
Nach höhern Gegenden des Menschenlebens drehn?
Wahr ist's, das Alte sank schon mehr und mehr darnieder:
Das macht es eben wüst; wann werden wir einst wieder
Bebaut die öden Stellen sehn?

Das Leben dieser Welt hat immer seine Mängel;
Ein Thor verlangt davon mehr, als es leisten mag;
Nur, wo Gespenster flohn, da wandeln noch nicht Engel;
Wo Sterne leuchten, ist bei weitem noch kein Tag.
Wir wandeln unter kalten Sternen,
Umher ist helle Winternacht:
Wer weiß, wann uns der Tag erwacht,

Wer weiß, aus welchen mildern Fernen
Er seinen Sonnenweg zu uns herüber macht?
Man liebt, man sucht den Glanz; aus irgend einem Schimmer
Blickt auch der ärmste Tropf herab:
So zieht ein täuschendes Geflimmer
Der Eitelkeit durch's Leben auf und ab.

Nur das Gemüth ist die geweihte Sphäre,
Wo zwischen Lieb' und Huld ein stiller Engel geht,
Der, unbekümmert, ob ein Ohr sein Wandeln höre,
Die Freuden seines Himmels sä't.
Er geht hinaus zu seinem Volke,
So still, wie die Natur, so heiter, wie das Licht,
Das Licht, das gern in einer Wolke
Von Thränen seine Strahlen bricht.
Der Seraph, der da zu dem Sohne
Des Kummers tritt, und ihm so manchen Tag bekränzt,
Heißt Lieb', und trägt die hellste Krone,
Die durch den ganzen Himmel glänzt;
Um ihn ist Wahrheit, Wärm' und jene heitre Wonne,

Die aus dem Herzen kommt, in Herzen sich ergießt:
Indeß Alintens Kopf, wie eine Wintersonne,
Sein Licht hin über's Eis der kalten Seele schießt.
Er schmückt den Lebensrand, und mitten
Im Leben ist es wüst und kalt,
Und hinter feinen, glatten Sitten
Wohnt, mühsam nur verhüllt, die dunkle Mißgestalt.

Man kauft den Kern von harten Schalen:
Dieß will, dieß fodert die Natur;
Auch für die Wahrheit läßt sie nur
Ein wenig Mühe sich bezahlen,
Und Mühe kostet auch der Schein;
Die Lebenslüge, Zwang und Pein,
Und Eitelkeit hat ihre Qualen.

Doch sprich! bin ich's denn nur, der auf Verkehrtheit schilt?
Schlug ich allein der Thorheit manche Wunde?
Hast du noch nie gehört, wie aus dem eignen Munde
Des Narrn mehr Spott auf ihn, als ich ihm sagte, quillt?
Ich zeichne ja nur das Gebrechen;
Pull hadert, daß man ihn verlacht;

Allein bin ich's, der bis zum Sprechen
Ihn meiner Zeichnung ähnlich macht?

Eins ist, das leidet keinen Zweifel:
Ein Weiser ist sein eigner Gott,
Ein Bösewicht sein eigner Teufel,
Ein jeder Narr sein eigner Spott;
Die Lüge spricht sich selbst zur Lüge,
Die Wahrheit spricht sich aus, in jedem ihrer Züge.
Sag' an, was birgt die Lüg' in ihrem falschen Schein?
In ihren feinsten Schmeichelein?
Ihr Lob ist um so mehr ein Spötter,
Je mehr sie alle Künste nützt,
Und für ein eitles Haupt geschickt die Nesselblätter,
Die seine Wüste trägt, zu Lorbeerblättern schnitzt.

Doch die Vergötterung gefällt einmal den Thoren!
Nun gut! so nenn' ich dann den Midas einen Gott,
Und seine Ohren hoch- und höchsterlauchte Ohren!
Sprich! ist das nicht ein böser Spott?
Wie voll der Lorbeerkranz auch schatte,
Womit die Schmeichelkunst ein solches Haupt umflicht:

Hervor schaut hinter jedem Blatte
Des Satyrs lachendes Gesicht.

Die Wahrheit freilich wird Verkehrtheit nicht bekehren,
Die liebend ihren Wahn umfängt;
Allein kann sie der Schaar von Thoren sich erwehren,
Die sich zu ihrem Reime drängt?
Wer prunkt daher mit schwülstigen Gebehrden,
Mit trotzig lautem Fußgescharr,
Um von der Welt bemerkt zu werden?
Da kommt der Reim und spricht: „ein Narr!"

Und rechnest du es, als Vergehung,
Dem Staat an, der den Narrn verhöhnt,
Wenn er mit Ehrenschmuck ihn krönt?
Sag'! ist nicht jede Standerhöhung,
Die um den eitlen Thoren strahlt,
Ein Spott auf ihn, den er bezahlt?
Da sieh! der Fürst hängt einer Motte
Das Zeichen eines Adlers an:
Nun sag' mir, ob mit schlimmerm Spotte
Der Satyr je verhöhnen kann?

Ja, lächelst du nicht selbst, wenn sich der Thorheit Stempel
Auf einer Feierhandlung zeigt?
Wenn Kleas Eitelkeit im Tempel
So andachtvoll sich vor sich selbst verneigt?
Wenn sie an der geweihten Stätte,
Wo sie die Pflicht der Demuth hört,
Mit einem prächtigen Gebete
Den Gott, der gar nicht vornehm ist, beehrt?
Und wie? was setzest du zum Preise,
Wenn ich, als kein Sophist, dir hell und klar beweise,
Daß deine Grazie, die sanft entzückt und rührt,
Selbst eine scharfe Geißel führt?
Was kann im hellsten Schmuck die Thorheit härter strafen,
Als wenn sie ungeschmückt die Unschuld wandeln sieht,
Die schön, ohn' alle Kunst, gleich Wiesenblumen, blüht?
Und wovor zittern wohl die Sklaven
Des Lasters ängstlicher zurück,
Als vor der Tugend hellem Blick?

Da brauchen sie viel Kunst nicht, schaamroth da
zu stehen:
Dieß, wenn du billig bist, dieß giebst du mir
doch zu?
Schau, wie die Sachen sich zu meinem Vortheil
drehen!
Erscheint mein Satyr nun nicht sanfter selbst, als du?
Du sprichst: „So führet denn durch fromme, stille
Güte
Die Irrenden der schönen Blüte
Der Lebenswahrheit schonend zu!“ —
Doch sey gerecht! bezaubert wohl die Güte,
Wenn die Gewalt der Grazien ihr fehlt,
Die Macht, die deinem Geist so innig sich vermählt?

Und dennoch — du hast Recht! die Thorheit
zu verspotten,
Dieß tiefgewurzelte, stets frische Immergrün
Im Hain des Lebens auszurotten,
Ist ein vergebliches Bemühn!
Ich geb' es auf, dem Wahne zuzumuthen,
Vernünftiger und menschlicher zu seyn.
Besuche mich in meinem Friedenshain!

Ein kleiner Wald von Nesselruthen,
Der sich an Dorngehege schmiegt,
Läßt deinen Blick sogleich vermuthen,
Daß eine Geißel da begraben liegt.

Lied zu dem Festmahle der Naturforscher in Dresden, am 20. September 1826.

So haben wir dich denn vernommen,
Erhabener Genius du!
Du wehst uns ein frohes Willkommen
Im lieblichsten Elbthale zu.

Uns führte Begeistrung zusammen
Auf diese so friedlichen Au'n,
Einander — uns mehr zu entflammen —
In's geistige Auge zu schaun.

Geheimnisse mächtiger Staaten,
Die suchen, die wollen wir nicht
Errathen, noch minder verrathen;
Wir forschen nach höherem Licht.

Wir wollen nicht Staaten bekehren;
O, laßt uns! wir wollen ja nur

Mit Freudigkeit lernen und lehren
Die Weisheit, den Sinn der Natur.

Wer ihr ein Geheimniß entringet,
Wer in ihr verborgenes Seyn
Sich tiefer versenket, der dringet
In's Himmelreich tiefer hinein.

Wir wollen denn ringen und streben
Stets höher und höher hinauf!
Das wollen wir heilig! und geben
Einander die Hände darauf.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tiedge, Christoph August,

C. A. Tiedge's Werke

Bd.: 7

1835

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.778(7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413389-3